



Von Kult bis Kultur. Von Lebenswelt bis Lebensart.

Ergebnisse der Repräsentativuntersuchung
„Lebenswelten und Milieus der Menschen
mit Migrationshintergrund in Deutschland und NRW“

Die Studie wurde von mehreren Auftraggebern aus Politik, Medien und Verbänden getragen:

- Der Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen
- Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
- Der Deutsche Caritasverband
- Die Konrad-Adenauer-Stiftung
- Der SWR Südwestrundfunk & die Landesanstalt für Kommunikation Baden-Württemberg
- Der vhw Bundesverband für Wohneigentum und Stadtentwicklung e.V.
- Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung

„Ich bin dafür,
den verhältnismäßig kleinen Preis
für die Erhaltung der Vielfalt
zu zahlen statt den großen
für deren Verlust.“

Wim Wenders



„König Hirsch“
Foto: Yuri Brodsky

Editorial

Die Geschichte von Nordrhein-Westfalen als Land von Kohle und Stahl konnte nur unter erheblicher Beteiligung von Berg- und Stahlarbeitern aus vielen unterschiedlichen Nationen geschrieben werden. Seit dem 19. Jahrhundert haben Migrantinnen und Migranten einen großen Anteil daran, dass sich Nordrhein-Westfalen schneller als andere Länder weiterentwickelt. Heute geht es nicht mehr um Kohle und Stahl, sondern um Kreativität und Wissen. Um diese Ressourcen zu erschließen, wird der lebendige Dialog der Kulturen gebraucht. Kreativität entsteht, wie Forschungsergebnisse zeigen, u. a. aus dem überraschenden Zusammentreffen von bisher nicht sinnvoll Verbundenem. An dieser Erkenntnis lässt es sich leicht ermessen, welche Chancen in der interkulturellen Arbeit liegen.

In der Interkulturellen Kulturarbeit fördert das Land Kulturprojekte, die Künste und Künstler, Kulturschaffende und Publikum verschiedener Herkunft zusammenbringen. So werden zunächst einmal klassische Barrieren ausgeräumt und ein inspirierendes und bereicherndes Miteinander der Kulturen ermöglicht.

Interkulturarbeit ist im Verständnis der Landesregierung kein Minderheitenthema, sondern gerade in Nordrhein-Westfalen ein elementarer Bestandteil der Kultur. Deshalb wurde sie zu einem Förderschwerpunkt der Kulturabteilung in der Staatskanzlei ge-

macht. Aber es gibt zu wenig Wissen über die Menschen mit Migrationsgeschichte, um gezielt, sinnvoll und auch publikumsgerecht zu fördern. Daher hat sich die Staatskanzlei an einer Studie beteiligt, deren Ergebnisse in Kurzform in dieser Broschüre zusammengefasst sind.

In dieser Publikation erfahren Sie vieles über Lebenswelten von Menschen mit Migrationshintergrund, die ein Viertel der Bevölkerung Nordrhein-Westfalens ausmachen. Vertiefend wird die Frage beantwortet, welche Einstellungen die Befragten zur Kultur haben und welche Perspektiven und Potenziale sich daraus ergeben. Für Kulturschaffende, Kulturmanagement und Kulturpolitik stellt die Studie eine wertvolle Informationsquelle dar, aus der sie in ihrer täglichen Arbeit reichlich schöpfen können.

Ergänzt wurde diese Publikation mit einigen Interviews. Hier kommen beispielhaft Menschen, die in der Studie letztlich nur indirekt und verallgemeinernd vorkommen, persönlich und individuell zu Wort.

Was in der Studie ebenso wie bei den Interviews besonders hervorsticht, sind die überraschenden Ergebnisse, die mit den gängigen Vorurteilen und Klischees aufräumen. Es lohnt sich wie immer, einfach genauer hinzuschauen – auch bei dieser informativen Lektüre.



„Zid/Wall“
Foto: Danica Dakic

Inhalt

DIE UNTERSUCHUNG Fakten statt Vorurteile	6
DAS ERGEBNIS IM ÜBERBLICK Die feinen (und groben) Unterschiede	16
BÜRGERLICHE MIGRANTEN-MILIEUS Ohne Fleiß – keinen Preis	18
TRADITIONELLE MIGRANTEN-MILIEUS Heimat so fern und doch so nah	30
PORTRAITS	44
PREKÄRE MIGRANTEN-MILIEUS Ein Weg voller Hindernisse	72
AMBITIONIERTE MIGRANTEN-MILIEUS Ein Hauch von Überlegenheit	86
AUSBLICK	100
BILDNACHWEIS	104
IMPRESSUM	107



Fakten statt Vorurteile



Oben: „VIVIDAS“
Foto: Antje Lentz

Links: „QuaaDriDuo“
Foto: Michael Rogulla

Seit rund 50 Jahren wandern Menschen aus vielen Ländern und aus den unterschiedlichsten Gründen in Deutschland ein. In Nordrhein-Westfalen leben etwa vier Millionen Deutsche und Nicht-Deutsche mit einer vielfach schon längeren Migrationsgeschichte. Das ist beinahe ein Viertel der Gesamtbevölkerung. Trotzdem stehen die kulturpolitischen Konsequenzen aus dieser Tatsache, die Interkultur-Kulturarbeit, noch am Anfang. Dies ermittelte im Jahr 2005/06 eine Arbeitsgruppe unter Leitung des Referates interkulturelle Kulturarbeit der Staatskanzlei NRW. Denn es existierten weder gesichertes Wissen noch belastbare Informationen, auf die sich interkulturelle Kunst- und Kulturarbeit sowie ihre Förderung stützen konnte.

So initiierte die Kulturabteilung der Staatskanzlei in enger Abstimmung mit IT NRW (vormals Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik NRW) zunächst eine Bestandsaufnahme der vorhandenen Daten und Fakten. Aus dem Mikrozensus 2005 ergab sich in NRW ein Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund von 23 Prozent wobei die größte Gruppe (21 Prozent aller Menschen mit Migrationshintergrund) nicht aus dem türkischen Raum, sondern aus dem Bereich der Staaten der ehemaligen Sowjetunion

kommt. Mehr konnte aus dem Mikrozensus allerdings nicht abgeleitet werden. Nichts war bekannt: Weder Einstellungen und Lebensstile, soziale Lagen noch kulturelle Gewohnheiten und Interessen. Konsequenz folgte der nächste Schritt: Eine Pilotstudie im Rahmen des Projektes „Kommunales Handlungskonzept Interkultur“ in Dortmund. Erstmals analysierte diese Untersuchung die kulturellen Präferenzen und Gewohnheiten von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund in einer deutschen Stadt. Um diese Erkenntnisse zu überprüfen, anzureichern und ins repräsentative Verhältnis zu setzen, beteiligte sich die Staatskanzlei anschließend an einer großen Studie des Heidelberger Sozialforschungsinstituts Sinus Sociovision GmbH. Diese erforschte im Auftrag unterschiedlicher Interessengruppen (siehe vordere Umschlagseite) repräsentativ für Deutschland Lebenswelten und Milieus von Menschen mit Migrationshintergrund.

Damit hat das Land Nordrhein-Westfalen eine fundierte Grundlage für eine gezielte interkulturelle Kulturarbeit geschaffen, die den Erwartungen und Vorstellungen der Menschen mit Migrationsgeschichte gerecht wird und nicht mit den gemeinhin unter anderem medial verbreiteten Unterstellungen arbeiten muss.



Repräsentativuntersuchung – Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund Themenkatalog			
Lebenswelt / Migration	Sozialstatistik / Hintergrund	Kundenspezifische Teile	Kunst und Kultur
■ Sinus-Milieuindikatoren ■ Freizeitinteressen ■ Mediennutzung ■ Religionszugehörigkeit ■ Staatsangehörigkeit, Geburtsland ■ Zuwanderung ■ Einbürgerungsabsicht ■ Sprachkompetenzen ■ Bindung an Deutschland ■ Netzwerke	■ Alter, Geschlecht, Haushaltsgröße ■ Familienstand, Lebenssituation ■ Berufstätigkeit, Berufsgruppe ■ Schulabschluss, Schul- / Berufsausbildung ■ Persönliches und Haushaltsnettoeinkommen ■ Haushaltsausstattung, Immobilien, Kredite ■ Parteisympathie	■ Wohnen ■ Bildung und Weiterbildung ■ Politikeinstellung ■ Geschlechtsrollenbilder, Gleichstellung, Heiratsverhalten ■ Kindererziehung ■ Nutzung Geldinstitute ■ Mediennutzung ■ Kunst und Kultur	 Vielfalt leben-gestalten-fördern ■ Einstellungen zu Kunst und Kultur ■ Kulturelle Präferenzen und Gewohnheiten ■ Informations- und Nutzungsverhalten ■ Kulturelle Bildung

Studiendesign: Lebenswelt statt lebensfremd

Diese Studie verfolgt den sozialwissenschaftlichen Ansatz der Sinus-Milieus und untersucht zum ersten Mal Lebenswelten und Lebensstile von Menschen mit unterschiedlichem Migrationshintergrund. Ziel

Methode: Präzision statt Position

Im ersten Schritt führten die Forschenden über 100 mehrstündige Tiefeninterviews mit Migrantinnen und Migranten und werteten diese aus. Die Gruppe der Interviewpartner repräsentierte die Vielfalt der Menschen mit Migrationshintergrund: Herkunft, Alter,



„QuaaDriDuo“
Fotos: Michael Rogulla



war ein unverfälschtes Kennenlernen und Verstehen der Alltagswelt von Migrantinnen und Migranten, ihrer Wertorientierungen, Lebensziele, Wünsche und Zukunftserwartungen.

Grundgesamtheit der Studie sind neben den in Deutschland lebenden Ausländerinnen und Ausländern alle in Deutschland lebenden Zuwanderer (u. a. Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedler, Eingebürgerte) und ihre in Deutschland lebenden Nachkommen (Definition Statistisches Bundesamt 2006).

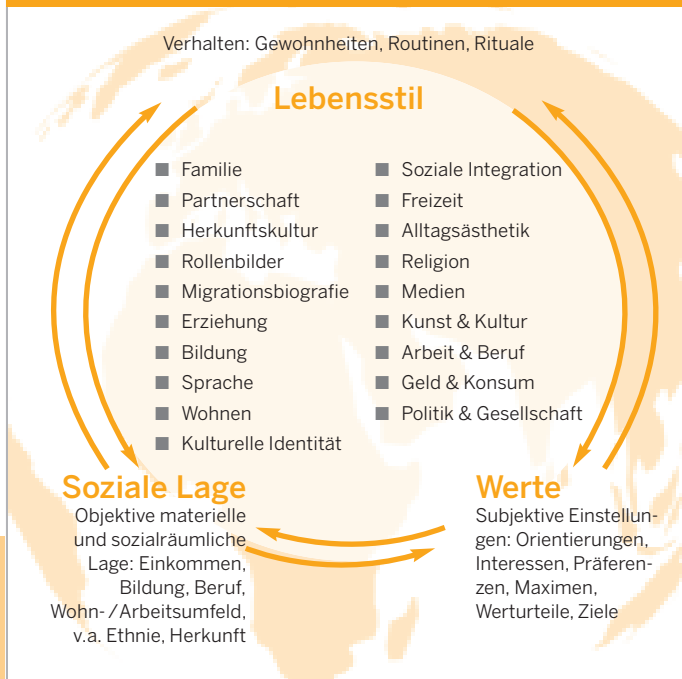
Geschlecht und Bildung waren entsprechend unterschiedlich. Darauf baute eine Befragung auf, an der repräsentativ für die definierte Grundgesamtheit ab 14 Jahren 2.072 Personen teilnahmen. Hierbei ging es darum, die Ergebnisse der Interviews zu überprüfen und die Größe der Migranten-Milieus herauszufinden.

Die Profile der an der Befragung Teilnehmenden legte Sinus Sociovision in Kooperation mit dem IT NRW auf der Grundlage amtlicher Statistiken fest (Daten des Ausländerzentralregisters und des Mikrozensus). Die vorliegenden Studienergebnisse und des Mikrozensus aus dem Jahr 2005 beziehen sich somit auf **11,3 Millionen Menschen**, das sind **17,4 Prozent** der Wohnbevölkerung **ab 14 Jahren** in Nordrhein-Westfalen.

Lebenswelt-Ansatz: Persönlich statt parteiisch

Das Sinus-Milieumodell dient seit mehr als 30 Jahren dazu, die Gesellschaft auf Herz und Nieren zu untersuchen. Interviews liefern Informationen über die persönliche Lebenssituation und Geschichte, aber auch soziale Lebensbedingungen und gesellschaftliche wie kulturelle Einflüsse. Dazu zählen Bildung, Beruf und Besitz, ebenso Wertorientierungen, Lebensziele, Arbeitseinstellungen und Geschmacksfragen. Bei dieser Untersuchung wurden darüber hinaus erstmalig Aspekte aufgenommen, die sich aus der Situation der Zuwanderung ergeben.

Repräsentativuntersuchung – Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund Facetten der Alltagswirklichkeit



Einstellungen, Werte und Lebensorientierungen dienen der Identifizierung von Gruppen**zugehörigkeiten** durch Ähnlichkeiten oder Gemeinsamkeiten. Die Milieus bieten quasi kollektive Abbilder der Wertorientierungen und Lebensstilmuster, die für die zugehörigen Menschen maßgeblich und typisch sind. Mit diesen Milieus liegen nun erstmals für die Praxis verwertbare Zielgruppengründungen vor, die bisherige falsche Vorstellungen von Einteilungen der Menschen mit Migrationshintergrund nach dem Status („die Ausländer“) oder nach dem Herkunftsgebiet („die Türken“, „die Russen“) korrigieren.

„König Hirsch“
Foto: Yuri Brodsky



Zentrale Ergebnisse: Die einen sind anders, die anderen auch

Wenn wir in Deutschland über Integration nachdenken, so steht dies häufig unter dem Vorzeichen der Beseitigung von Defiziten. Das führt dazu, dass wir die besonderen Fähigkeiten und Chancen, die Migrantinnen und Migranten mitbringen, meistens unterschätzen.

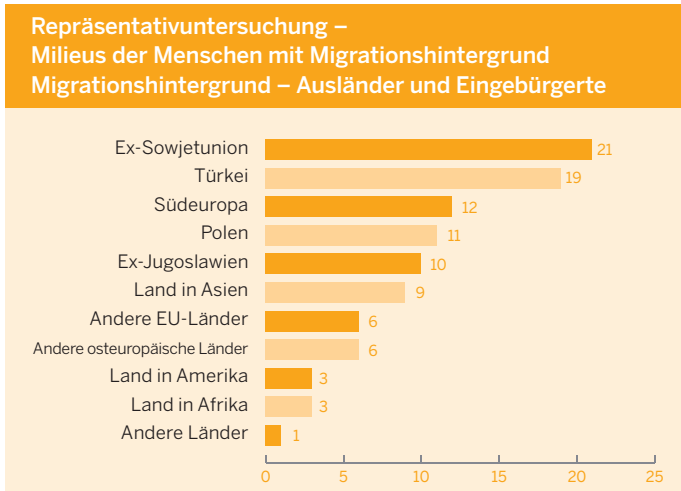
Die Migranten-Milieus unterscheiden sich untereinander weniger nach ethnischer Herkunft als nach ihren Wertvorstellungen, Lebensstilen und ästhetischen Vorlieben.

Menschen des gleichen Milieus mit unterschiedlichem Migrationshintergrund verbindet mehr miteinander als mit dem Rest ihrer Landsleute aus anderen Milieus. Die Herkunftskultur gibt also keine Aufschlüsse über das Milieu. Und das Milieu sagt nichts über die Herkunftskultur.

Der Einfluss religiöser Traditionen wird überschätzt.

Drei Viertel der Befragten zeigen eine starke Aversion gegenüber fundamentalistischen Einstellungen und Gruppierungen jeder Art. Insgesamt 56 Prozent der Befragten bezeichnen sich als Angehörige einer der großen christlichen Konfessionen, 22 Prozent als Muslime. Nur in einem der acht Milieus spielt die Religion eine alltagsbestimmende Rolle, im **Religiös-verwurzelten Milieu**. Hier sind Muslime deutlich überrepräsentiert, es finden sich hier aber auch fundamentalistische Christen aller Art. **In allen anderen Milieus** (93 Prozent der Grundgesamtheit) findet sich ein **breites ethnisches und konfessionelles Spektrum**.

Dabei ergibt sich folgende Verteilung:



Die meisten Migranten verstehen sich als Angehörige der multiethnischen deutschen Gesellschaft.

Die meisten Migranten wollen sich aktiv einfügen – ohne ihre kulturellen Wurzeln zu vergessen. Mehr als die Hälfte der Befragten zeigt einen **uneingeschränkten Integrationswillen**. 87 Prozent sagen: Alles in allem war es richtig, dass ich und meine Familie nach Deutschland gekommen sind. Viele sehen Migrationshintergrund und Mehrsprachigkeit als Bereicherung – für sich selbst und für die Gesellschaft. 61 Prozent der Befragten sagen von sich, sie hätten einen bunt gemischten internationalen Freundeskreis.

Integrationsdefizite sind ein soziales Phänomen.

Integrationsdefizite finden sich am ehesten in den unterschichtigen Milieus, nicht anders als in der ursprünglichen deutschen Bevölkerung. Die **Barrieren** für kulturelle Anpassung sind im religiös-verwurzelten Milieu am größten.

Benachteiligung und Ausgrenzung empfinden Menschen mit und ohne Migrationsgeschichte.

Etwa ein Viertel der befragten Menschen mit Migrationshintergrund fühlt sich isoliert, ausgegrenzt, benachteiligt – insbesondere Angehörige der unterschichtigen Milieus. Selbststilisierung kann eine Reaktion darauf sein. Sie unterscheidet sich strukturell nicht von analogen Sichtweisen in den einheimischen Milieus der modernen Unterschicht ohne Migrationshintergrund.

Einwanderer kennen den Wert der Bildung.

Grundsätzlich gilt: Je höher das Bildungsniveau und je urbaner die Herkunftsregion, desto leichter und besser gelingt die Integration. Der großen Mehrheit der Einwanderer ist dieser Zusammenhang bewusst. Die meisten haben folglich einen ausgeprägten **Bildungsoptimismus** – der allerdings aufgrund von strukturellen Hürden, Informationsdefiziten und Fehleinschätzungen nicht immer in adäquate Abschlüsse und Berufspositionen mündet.

20 Prozent aller Menschen mit Migrationshintergrund nutzen öffentliche Bibliotheken. Bei Kindern und Jugendlichen sind die Nutzungszahlen noch besser: 37 Prozent (34 Prozent bundesweit) aller 6- bis 15-jährigen Kinder und Jugendlichen in NRW mit Migrationshintergrund nutzen öffentliche Bibliotheken. Damit erreichen öffentliche Bibliotheken bereits jetzt einen erfreulich großen Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund.

„König Hirsch“
Foto: Yuri Brodsky



Die meisten Migranten sprechen Deutsch.

85 Prozent sagen: Ohne die deutsche Sprache kann man als Zuwanderer in Deutschland keinen Erfolg haben. 68 Prozent der Befragten schätzen ihre deutschen **Sprachkenntnisse** als sehr gut oder gut ein.

65 Prozent unterhalten sich im engeren familiären Umfeld überwiegend auf Deutsch, für 82 Prozent ist Deutsch die Verkehrssprache im Freundes- und Bekanntenkreis. Die geringsten Deutsch-Kenntnisse finden sich in den traditionsverwurzelten Migranten-Milieus.

Migranten sind leistungsbereiter als Menschen mit deutschen Wurzeln.

Mehr als zwei Drittel der Migrantinnen und Migranten fühlen sich einem modernen, individualisierten Leistungsethos verpflichtet. 69 Prozent sind der Meinung: Jeder, der sich anstrengt, kann sich hocharbeiten. In der Gesamtbevölkerung Deutschlands stimmen dieser Aussage nur 57 Prozent zu. Im Ergebnis unterscheiden sich Migranten und Menschen ohne Migrationshintergrund bei Einkommen und Bildungsniveau sehr wenig. Es gehören lediglich weniger Menschen zur gehobenen Mitte als in der Gesamtbevölkerung.





Links: Sonia Mota
Oben: „QuaaDriDuuu“
Fotos: Michael Rogulla

Menschen mit Migrationshintergrund sind weder alle gleich noch überraschend anders.

Insgesamt zeigen die Ergebnisse dieser Untersuchung, dass die in Deutschland lebenden Menschen mit Migrationshintergrund nicht völlig anders und nicht alle gleich sind.

Es gibt tatsächlich Gruppen, die den weit verbreiteten Negativ-Klischees entsprechen. Aber es sind kleine, schrumpfende Gruppen, die meistens nicht über größere Einflussmöglichkeiten verfügen.

Einwanderer möchten sich in Kunst und Kultur stärker repräsentiert sehen.

Menschen mit Migrationshintergrund signalisieren hohes Interesse an Kunst und Kultur, sofern ihnen überzeugende Identifikationsangebote gemacht werden. Ihre Lebenserfahrungen sollten sich in den Inhalten, sie selbst wollen sich in den Akteuren spiegeln. Bibliotheken sind jetzt schon eine beliebte Anlaufstelle gerade für Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund: 37 Prozent dieser 6- bis 15-Jährigen in Nordrhein-Westfalen nutzen öffentliche Bibliotheken.

Die feinen (und groben) Unterschiede

Die Studie identifiziert acht Migranten-Milieus. Dabei sind die Unterschiede zwischen den Milieus größer und damit die gesamte Gruppe deutlich vielgestaltiger, als wir es von Bürgerinnen und Bürgern ohne Zuwanderungsgeschichte kennen.

Das eine Milieu ist beispielsweise geprägt durch kosmopolitisch-offene Welteinstellungen, ein anderes strebt vor allem nach Erfolg und gesellschaftlichem Aufstieg im Stil des American Dreams, während ein drittes von vormodernen, bäuerlichen Traditionen beeinflusst ist. Legt man die Milieus der einheimischen deutschen Bevölkerung und die Migranten-Milieus schematisch übereinander, zeigen sich viele Ähnlichkeiten oder Gemeinsamkeiten, die sich in den Milieubezeichnungen wiederfinden.

Allerdings sollten wir auch nicht vergessen, dass es sich um ein Modell handelt und die Grenzen zwischen den Milieus fließend sind. „Lebenswelten sind nicht so (scheinbar)

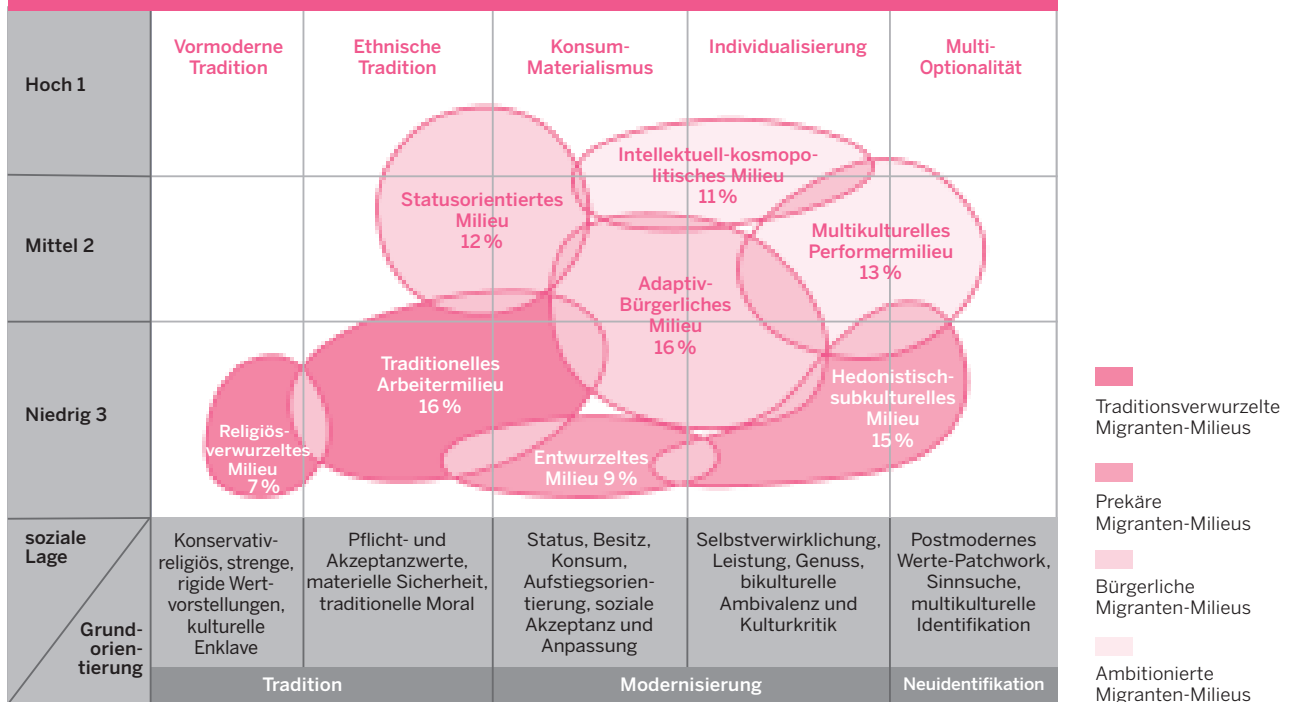
exakt eingrenzbar wie soziale Schichten. Wir nennen das die Unschärferelation der Alltagswirklichkeit.“¹

Die Unterschiede zwischen den am weitesten voneinander entfernten Lebenswelten sind bei den Migrantenmilieus wesentlich größer als bei der Gesamtbevölkerung. Das heißt, wir haben es bei den Einwanderern mit Milieus zu tun, die auf der einen Seite von vormodernen bäuerlichen Traditionen, auf der anderen von den soziokulturell modernsten Einstellungen geprägt sind. Beide Extreme spielen in der Gesamtbevölkerung kaum eine Rolle. Legt man die Milieus der Gesamtbevölkerung und der Migranten schematisch übereinander, zeigen sich aber auch viele Ähnlichkeiten oder Gemeinsamkeiten, die sich in den Milieubezeichnungen wiederfinden.

¹ Carsten WIPPERMANN / Berthold Bodo FLAIG, Lebenswelten von Migrantinnen und Migranten, in: APuZ 5 / 2009 – 26. Januar 2009, S. 8

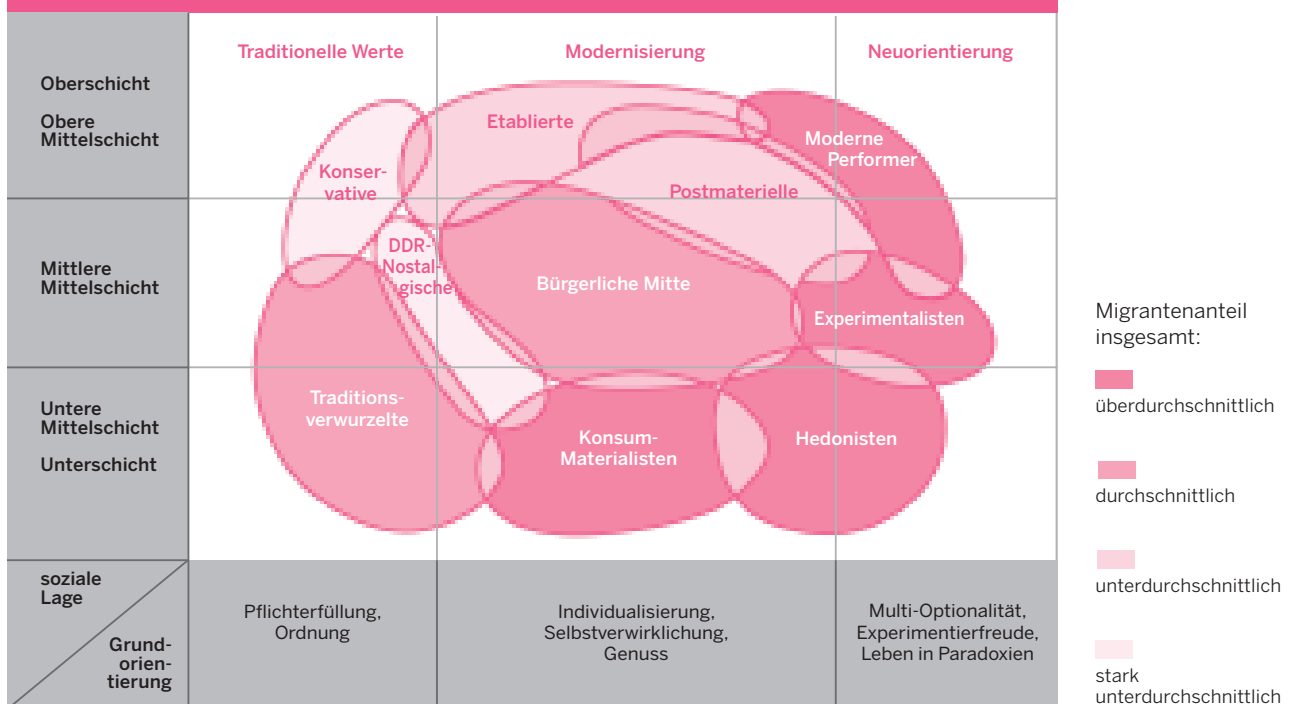
Die Migranten-Milieus in Deutschland 2008

Milieu-Segmente



Vergleich der Migranten-Milieus vs. Gesamtbevölkerung*

*Basis: Kreuztabellierung der Milieuzugehörigkeiten in beiden Modellen





Ohne Fleiß – keinen Preis

Die bürgerlichen Migranten-Milieus zeichnen sich vor allem dadurch aus, dass sie sich an der bürgerlichen Mitte der deutschen Gesellschaft orientieren. Die Menschen, die diesen Milieus zugehören, sind bereit, sich anzupassen und anzustrengen, um ein Teil der deutschen Gesellschaft zu werden.

Adaptiv-Bürgerliches Milieu:
18 Prozent NRW/16 Prozent bundesweit

Eigener Herd ist Goldes wert

Mit 18 Prozent Anteil ist das „Adaptiv-Bürgerliche Milieu“ das größte Milieu in Nordrhein-Westfalen und umfasst rund 738.000 Menschen ab 14 Jahren. Die Bezeichnung **Adaptiv-Bürgerliches Milieu** stellt eine sehr starke Orientierung an der Lebenswelt, den Gewohnheiten und Einstellungen der „bürgerlichen Mitte“ in den Mittelpunkt. Der Traum vom Eigenheim verkörpert hier das Ideal einer familienzentrierten, sicheren und harmonischen Lebenswelt. Über-

durchschnittlich ausgeprägt sind in der adaptiv-bürgerlichen Lebenswelt darüber hinaus Werte wie Solidarität und Menschlichkeit. Dazu passt, dass eine deutliche Mehrheit fundamentalistische Haltungen, ob religiös oder politisch, entschieden ablehnt.

Die Menschen streben mit Leistung und Anpassungsbereitschaft an, in Beruf und Privatleben anerkannt zu werden. Das ist aus ihrer Sicht auch die Grundlage für finanzielle Sicherheit und einen gewissen Komfort. Optimismus und Zufriedenheit sind in diesem Milieu zuhause, auch wenn noch nicht alle Wünsche vom gesellschaftlichen Aufstieg erreicht sind.

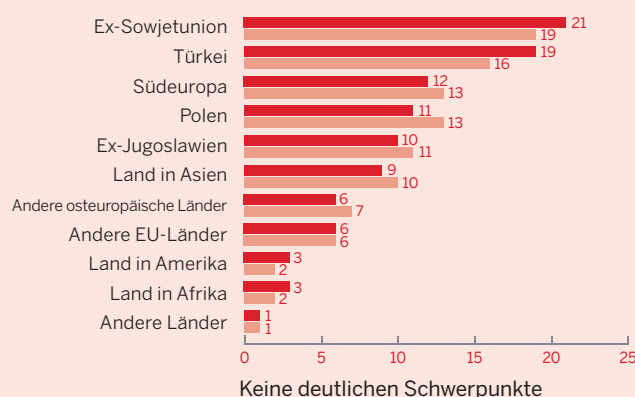
Zuhause, wo das Herz schlägt

Die meisten Menschen dieser Milieuorientierung kamen im Alter von 15 bis 25 Jahren nach Deutschland, lediglich 12 Prozent sind in Deutschland geboren. So ist dieses Milieu überwiegend von der ersten Zuwanderergeneration geprägt.

Bei den Herkunftsländern gibt es keine besonderen Schwerpunkte, die von der durchschnittlichen Verteilung abweichen. Insofern bestimmen die fünf größten Zuwanderungsregionen die ethnische Zusammensetzung des Milieus. Von den überseeischen Zuwanderungsregionen ist Asien mit zehn Prozent die bedeutsamste.

Repräsentativuntersuchung – Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund

Adaptiv-Bürgerliches Milieu Migrationshintergrund



■ Gesamt

■ Milieu

Angaben in Prozent

Die Zuwanderungsmotive charakterisieren das Milieu: Die Einwanderer wollten sich und ihren Kindern bessere Lebensbedingungen durch Bildung und berufliches Fortkommen schaffen. In den Familien sprechen die Eltern überwiegend Deutsch mit ihren Kindern. Insgesamt will sich das Milieu in die deutsche Gesellschaft eingliedern. So ist auch die Bereitschaft zur Einbürgerung in diesem Milieu ausgesprochen hoch, ohne dass es die eigene Herkunft verleugnet.

Die Menschen in dieser Lebenswelt stehen ihrer Herkunftskultur häufig eher kritisch gegenüber. Für sie ist das persönliche Empfinden maßgeblich für ihre Identität und ihr Verständnis von „Heimat“:

„Für mich ist Heimat da, wo ich mich wohlfühle, wo ich akzeptiert werde, wo ich Freunde habe. Das habe ich in Deutschland gefunden.“





„Framewalk“
Foto: KABAWIL e.V.

Soziale Lage: Im Adaptiv-Bürgerlichen Milieu gilt „Bildung“ als Voraussetzung für einen sozialen Aufstieg. So verfügen die meisten über Haupt- und Realschul- oder vergleichbare ausländische Abschlüsse. So häufig wie in keiner anderen Gruppe haben die Menschen eine Berufsausbildung abgeschlossen und arbeiten als Angestellte oder Facharbeiter.

Mit monatlichen Einkommen zwischen 2.000 und 4.000 Euro sind die Haushalte dieses Milieus materiell recht gut ausge-

stattet, ohne dass hier größere Rücklagen oder Vermögen anzunehmen sind. Diese Einkommen werden zumeist von zwei berufstätigen Partnern erwirtschaftet.

Freizeitverhalten: Gern beschäftigen sich die Angehörigen des Adaptiv-Bürgerlichen Milieus in ihrer Freizeit mit Tätigkeiten rund um Heim, Herd und Familie. Dazu gehören das gemütliche Entspannen, Radio hören, Kochen oder Zeitung lesen. Mehr als ein Drittel bewirtet bevorzugt Gäste bei sich.

Einstellungen zu Kunst und Kultur:

Hauptsache „angesagt“

Kunst und Kultur spielen in dieser bürgerlichen Lebenswelt eine große Rolle. Sie gelten den Menschen vor allem für ihre Kinder als Schlüssel zum beruflichen und sozialen Aufstieg. Man möchte die deutsche Kultur besser kennenlernen und über den Kompetenzgewinn gleichsam einen Statusgewinn erzielen.

Gleichzeitig begegnen die Menschen dieses Milieus Kunst und Kultur in jeder Ausprägung sehr offen und undogmatisch. Der sentimentale Arztroman wird genauso genossen wie die ambitionierte Operninszenierung oder ein interkulturelles Event. Das Milieu vermutet, dass Offenheit, Neugierde und Affinität zur Kultur von ihnen erwartet werden. Doch immerhin ein Drittel der Menschen mit adaptiv-bürgerlicher Milieuorientierung signalisiert Zugangsbarrieren zu Kunst- und Kulturveranstaltungen. Das sind weniger sprachliche oder kulturelle Barrieren, sondern eher soziale Statusbarrieren. So sehen sie in „Theater, Museen oder Opernhäusern“ Orte für „Höhergestellte“, an denen sie sich zum Teil „fremd fühlen“. Im Übrigen finden sie Kunst- und Kulturorte zu teuer.

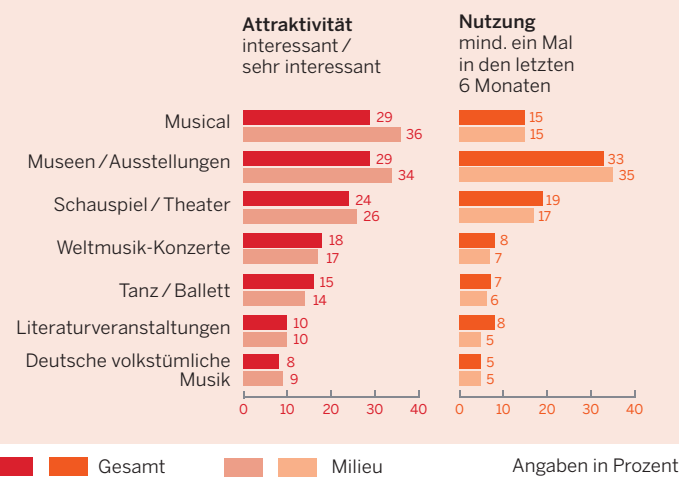
Wenn sie sich entscheiden, an Kunst und Kulturveranstaltungen teilzunehmen, wünschen sie sich Entspannung und Erbauung. Dies ist als Kompensation eines spannungsreichen und anstrengenden Alltags zu sehen, der getrieben ist von Aufstiegswillen und Abstiegsängsten. Produktionen mit einem „Happy End“ als Abziehbilder eigener

Träume sind sehr beliebt. Mit avantgardistischen Provokationen oder Irritationen kann dieses Milieu nichts anfangen, das „Freche“ und Extreme ist ihm fremd.

Repräsentativuntersuchung – Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund

Adaptiv-Bürgerliches Milieu

Kultur-Veranstaltungen: Attraktivität und Nutzung



Der Besuch von Museen und Ausstellungen ist im Milieu am beliebtesten. Es folgen mit einigem Abstand Theater und Schauspiel (17 Prozent) gefolgt vom Musical-Besuch mit 15 Prozent. Dass ein Mainstream-Milieu wie das Adaptiv-Bürgerliche beim Musical genau im Trend liegt, das mag nicht verwundern.

Das „Musical“ ist gleichsam als Lebenswelt-Indikator für die kulturelle Mainstream-Orientierung des Milieus zu sehen. Ob ein Angebot angenommen wird, liegt nicht an Thema, Kunstform oder Inszenierung, sondern daran, ob das gute Gefühl entsteht, bei etwas „Angesagtem“ dabei gewesen zu

sein. Die Menschen im Milieu sind stolz darauf, dass sie es sich leisten können und dass sie es geschafft haben, in der Mitte der Gesellschaft angekommen zu sein.

Kulturelle Bildung: Mit Wirkung

Obgleich Bildung im Adaptiv-Bürgerlichen Milieu als Sprungbrett für jeglichen gesellschaftlichen Erfolg erkannt wird, stoßen allgemeine Weiterbildungsangebote z. B. in

Volkshochschulen auf wenig Resonanz. Umgekehrt engagieren sich in diesem Milieu „nicht selten“ Männer und Frauen in diversen Bildungseinrichtungen für die kulturelle Integration von Landsleuten. An dieser Stelle überlagern sich Milieuorientierung und ethnische Orientierung. Im Streben des Milieus nach Integration liegen die Motive für Engagement, Solidarität, Bildungsbereitschaft und kulturelles Interesse.



„Wer hat Angst vorm schwarzen Mann“
Foto: KABAWIL e.V.

Individuelle Förderung der Talente: Die Eltern sehen im schulischen Kunst- und Musikunterricht ein wichtiges Instrument, um ihre Kinder mit der deutschen Kultur vertraut zu machen. Die Initiative des Landes Nordrhein-Westfalen „Jedem Kind ein Instrument“ trifft die Vorstellungen adaptiv-bürgerlicher Eltern. Denn sie entspricht

**Perspektiven im Kunst- und Kulturbereich:
Familien bilden**

Das bildungsnahe und aufstiegsorientierte Adaptiv-Bürgerliche Milieu hat vergleichsweise wenig Kontakt und Zugang zum Kunst- und Kulturleben. Dabei spielen wohl zwei Aspekte dieses Milieus eine zentrale Rolle:

„König Hirsch“
Fotos: Yuri Brodsky



einer breiten und vielseitigen individuellen Förderung kindlicher Talente und Neigungen.

Bei den 3- bis 5-Jährigen zeigen sich die Eltern aufgeschlossen für frühkindliche Musikerziehung und Malkurse. Etwa jedes fünfte Kind in diesem Alter nimmt entsprechende Angebote wahr. Sportlich betätigten sich jedoch deutlich mehr.

Etwa ein Viertel der älteren Kinder und Jugendlichen nimmt an kreativen Bastel-, Gestaltungs-, Mal- oder Skulpturenkursen teil. Instrumenten- oder Tanzunterricht werden von knapp 20 Prozent der Kinder besucht. Für das Theaterspielen interessieren sich im Vergleich zu den anderen Milieus überdurchschnittliche viele.

- Es mangelt an Zeit und Geld.
- Die Menschen unterstellen, dass die angebotene Kunst und Kultur nicht zu ihnen passt.

Bisherige Verweigerer dieses Milieus könnten für Kultur gewonnen werden, wenn an die Integrationsbereitschaft und Bildungsbereitschaft appelliert würde. Über die Kinder können auch die Erwachsenen erreicht werden. Einrichtungen wie Kindergärten, Schulen, Bibliotheken, aber auch Kulturvereine könnten hier erfolgreich tätig werden. Tage der Offenen Tür, eine Vernissage mit „FamilienBildern“ oder eine Casting-Aktion für ein Hörspielprojekt sind denkbare Formate.

Zusammengefasst müssten Kulturangebote für das Milieu folgende Kriterien erfüllen:

- generationenübergreifend,
- wohnortnah,
- kostengünstig,
- erlebnis- und entspannungsorientiert.

Die Familienfreundlichkeit von Angeboten, besonders solche für die Kinder, erhielt die signifikant größte Zustimmung und war damit das einzige Motiv, das spezifisch dem Adaptiv-Bürgerlichen Milieu zuzusprechen war.

Die Menschen in diesem Milieu sind auf eine oft unvoreingenommene Weise offen für diverse Themen, Stile und Kunstformen, solange sich alles in einem konventionellen, populärem Rahmen bewegt.

Statusorientiertes Milieu: 13 Prozent NRW/12 Prozent bundesweit

Du bist, was Du hast

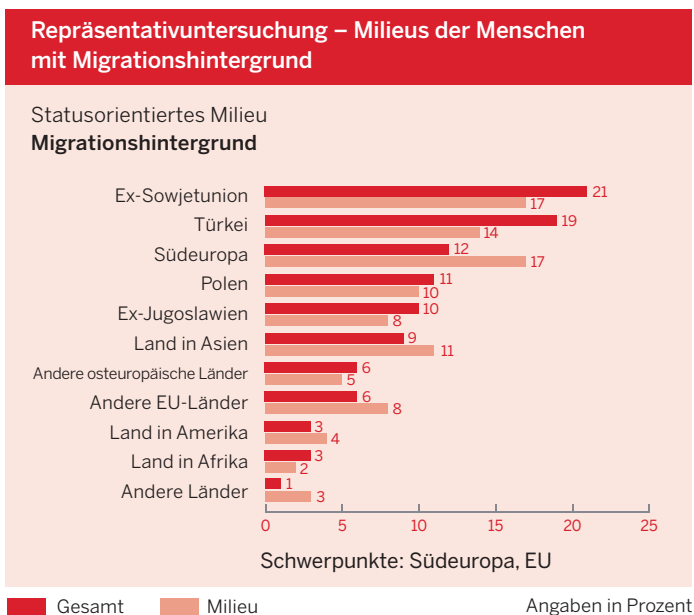
Beim Statusorientierten Milieu handelt es sich um eine vielgestaltige Lebenswelt. Sie umfasst unterschiedliche soziale Situationen ebenso wie tendenziell gegensätzliche Denkmuster mit einer traditionellen und einer eher modernen Ausrichtung. Das Milieu ist in Nordrhein-Westfalen mit rund einem Prozentpunkt stärker präsent als im Bundesdurchschnitt.

Was die verschiedenen Strömungen eint, ist das Kennzeichen „erfolgsambitioniert“. Das Milieu inszeniert seine Erfolge und Erfolgsambitionen häufig in Form gängiger Statussymbole: Markenkleidung, Designermöbel, Hightech-Innovationen. Understatement spielt als Paradigma keine Rolle, stattdessen möchte man sich sichtbar als zielstrebig, fleißig, anpassungsfähig sowie leistungsbereit präsentieren. Es ist ein „Self-Made Man“-Milieu – und zwar auch in einem geschlechtsspezifischen Sinne. Denn die Studie verweist darauf, dass die Frauen in diesem Milieu „häufig unzufrieden“ sind mit der ihnen zugewiesenen „Hausfrauenrolle“. Sie wünschen sich oft, „eigenes Geld“ verdienen zu können, was ihnen häufig verwehrt ist.

An diesem Beispiel zeigt sich das eher konservative, traditionelle Denken des Milieus insbesondere im privaten, persönlichen Lebensbereich. Hierzu gehören Geschlechterrollen, Lebensform und auch Erziehungsstile, die häufig durch die jeweiligen Herkunftskulturen geprägt sind. Der Wert „Heimatverwurzelung“ ist mit 72 Prozent (gesamt: 57 Prozent) im Milieu überdurchschnittlich vertreten. Auch die Einstellungen, die in der Studie unter dem Faktor „Autoritärer Familialismus“ zusammengefasst sind, spielen mit 60 Prozent eine große Rolle innerhalb der statusorientierten Lebenswelt.

Integration zahlt sich aus.

Die Zugehörigen des Statusorientierten Milieus stammen hauptsächlich aus ländlichen Regionen in Südeuropa², Asien und anderen EU-Ländern. Sie sind häufig als Teenager nach Deutschland gekommen, weil sie sich hier bessere Bildungschancen und Berufsperspektiven erhofft haben.



Viele waren bereits gut ausgebildet und beruflich qualifiziert. Sie strebten vor allem beruflichen Erfolg und gesellschaftlichen Aufstieg an. Eine gelungene Integration drückt sich für das Milieu wesentlich in Indizien materiellen Wohlstands und sozialer Anerkennung aus. Dafür sind die Menschen im Milieu bereit, sich anzupassen und auf die deutsche Gesellschaft zuzugehen.

Folglich messen sie der übereinstimmenden Herkunft bei Ehepartnern eine unterdurchschnittliche Bedeutung zu (48 Prozent

² Auswertungen der Studie des Berlin-Instituts legen nahe, dass unter den südeuropäischen Migrantengruppen in diesem Milieu besonders die Gruppe der Spanier anzutreffen ist.

Milieu/44 Prozent MDS³) und leben gern in Deutschland. Dennoch hegen sie auch den Wunsch, die eigenen kulturellen Wurzeln nicht zu verlieren.

Soziale Lage: Die Angehörigen des Statusorientierten Milieus sind gut ausgebildet, oft als Facharbeiter oder Meister qualifiziert, überdurchschnittlich viele haben studiert. Die Leistungs- und Integrationsbereitschaft spiegelt sich in den materiellen Lebensbedingungen: Etwa ein Drittel des Milieus verfügt über ein monatliches Haushaltsnettoeinkommen von 3.000 Euro und mehr. Genauso viele besitzen eigene Wohnungen oder Häuser.

Freizeitverhalten: In ihrer Freizeit wollen die Statusorientierten vor allem private Netzwerke pflegen, aber auch regenerieren und sich dem beruflichen Weiterkommen widmen. So bildet das Grillen oder Essen gehen mit Freunden ebenso einen Schwerpunkt wie Weiterbildung, Arbeiten nach Feierabend sowie Sport. Die Hobbys Tennis spielen und Ski fahren, die deutlich überdurchschnittlich betrieben werden, unterstreichen die Statusorientierung des Milieus in der Freizeit.

Medien dienen diesem Milieu viel mehr als anderen vor allem zur Information. Tageszeitungen werden deutlich häufiger regelmäßig gelesen als im Schnitt aller Milieus. Und während es weniger Fernsehen schaut oder CD hört als das Milieumittel, gehören das Radio, der Computer, das Laptop und auch das Internet selbstverständlich zum Medienalltag. Medien werden offensichtlich aus Sicht des Milieus zu Leistungs- und Bildungskatalysatoren.

³ MDS = Milieudurchschnitt



„Framewalk“
Foto: KABAWIL e.V.

Einstellungen zu Kunst und Kultur: Kunst kommt von Können

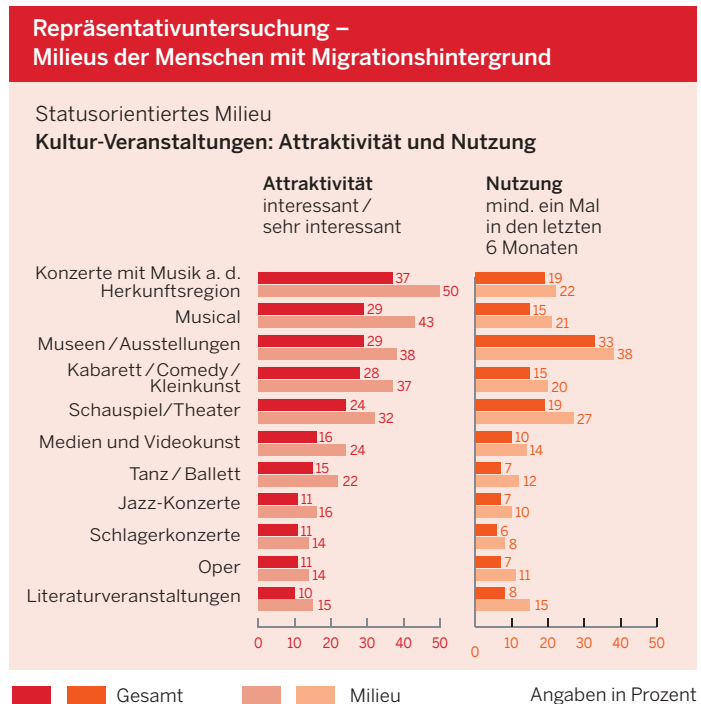
Das Statusorientierte Milieu will sich bei kulturellen Aktivitäten vor allem unterhalten und entspannen. Hochkultur oder avantgardistische kulturelle Ausdrucksformen sind nicht gefragt. Vielmehr herrschen konventionelle und traditionsorientierte Vorstellungen. So erhält der Einstellungsfaktor „Anti-Konventionalismus“ nur 31 Prozent Zustimmung im Milieu. Knapp ein Drittel des Milieus (32 Prozent) signalisiert, dass ihm auch bei der Kunst- und Kulturnutzung ein „Festhalten an der Herkunftskultur“ wichtig ist (gesamt: 28 Prozent).

Kunst- und Kulturkompetenzen gelten innerhalb des Milieus als Voraussetzung für den „beruflichen und sozialen Erfolg“. Kultur hat in dieser instrumentellen Sicht eine sozial- und kulturell-integrative Funktion und vermittelt statusrelevante Kompetenzen: Daher erhalten Kinder im Milieu früh eine „erfolgversprechende Förderung“ in Kursen oder Vereinen. Auch erwachsene Milieuzugehörige interessieren sich stark für wissens- und kompetenzvermittelnde Bildungsangebote zu Kunst und Kultur. Ähnlich wie das Adaptiv-Bürgerliche Milieu wollen die Statusorientierten alles wissen und können, was ihrer Meinung nach zum angestrebten sozialen Status gehört.

Dazu passt die vorgeblich überdurchschnittlich hohe Affinität zu Kunst und Kultur (55 Prozent / 41 Prozent MDS). Auch die Interessenbekundungen an den verschiedenen Kunst- und Kulturangeboten und -formen liegen alle über dem MDS. Wobei das stärkste Interesse an Konzerten mit „heimischer“ Musik (50 Prozent / gesamt: 37 Prozent) angemeldet wird. Ähnlich wie beim Adaptiv-Bürgerlichen Milieu finden Musicals großes Interesse.

Kunst- und Kulturnutzung: Schaut man auf das konkrete Nutzungsverhalten von Kunst und Kultur, so entsteht der Eindruck, dass das Milieu sehr offen und vielseitig unterwegs ist. Museen und Ausstellungen (38 Prozent) sowie Theaterbesuche (27 Prozent) sind die beiden am häufigsten besuchten Kunst- und Kulturorte. Ihnen folgen Bibliotheken (23 Prozent), Veranstaltungen mit Musik der Herkunftsregion (22 Prozent) und Musicals (21 Prozent) sowie Kulturelles aus dem Kleinkunstsektor (20 Prozent). In diesen Beispielen spiegeln sich zunächst die Aspekte Traditions-, Integrations- und Bildungsorientierung im Milieu wider.

Doch auch Medien und Videokunst, Tanz und Ballett oder Jazz-Konzerte gehören zu den Angeboten der Kunst- und Kulturlandschaft, die, wenn auch in geringem Maße, vom Milieu genutzt werden. Dass dieses Milieu weniger Berührungängste gegen-



über Formen deutscher Hochkultur hat, zeigt sich in den Rückmeldungen auf Opernbesuche (11 Prozent) und mehr noch bei Literaturveranstaltungen (15 Prozent). Doch die Autoren der Studie vermuten ein eher oberflächliches Interesse und wenig echte Kunstkenner, Literatur- oder Musikliebhaber im Milieu. Diese Einschätzung wird durch die Aussage erhärtet, dass Kunst- und Kulturveranstaltungen „eher Pflicht als Neigung“ seien. Man könnte sagen, dass das Milieu weiß, sich auch bei Kunst und Kultur an die statusgemäßen Erwartungen anzupassen.

Musik ist Trumpf

Die 3- bis 5-jährigen Kinder des Milieus erhalten weit überdurchschnittlich oft frühkindliche Musikerziehung (35 Prozent/gesamt: 18 Prozent). Doch auch hier ist Sport „der Renner“, ebenfalls überdurchschnittlich mit 60 Prozent Nutzung im Milieu (gesamt: 48 Prozent).

Für die nächsthöhere Altersgruppe geben 32 Prozent an, dass ihre Kinder ein Musikinstrument spielen, und damit wird das Musizieren unter den kreativen Freizeitaktivitäten am häufigsten genannt. Doch auch Basteln, Gestalten und Malen gehören für gut ein Viertel der Kinder und Jugendlichen zu den regelmäßigen Freizeitbeschäftigungen. Ein Fünftel gibt an, dass die Kinder in einem Chor singen, was die Affinität des Statusorientierten Milieus zur Musik unterstreicht.

Perspektiven im Kunst- und Kulturbereich: Kultur teilen

Nehmen wir zunächst einmal die Statements in den Blick, mit denen sich das Milieu überdurchschnittlich stark zum Aspekt möglicher zukünftiger Kunst- und Kulturnutzung geäußert hat. Es sind milieutypische Optionen, die das Statusorientierte Milieu motivieren könnten, sich stärker für Kultur zu interessieren: Kunst- und Kulturnutzer in diesem Milieu müssen, aus ihrer Sicht, nicht nur viel, vielleicht zu viel Geld investieren. Sie müssen ein „Mehr“ an Interesse und Energie aufwenden, subjektiv betrachtet, um sich dem „Fremden bis Befremdlichen“ zu stellen. Sie wünschen sich Angebote und Möglichkeiten, um in der deutschen Kulturlandschaft mehr Orientierung und mehr Verständnis und Genuss finden zu können. Als Reaktion darauf entsteht der Wunsch der eher Konservativen nach mehr heimat-sprachlichen Angeboten. Die anderen eher Fortschrittlichen wünschen sich „Kunst- und Kulturcoaching“.

Dieses Milieu stellt eine bedeutsame Zielgruppe mit Potenzial für Kunst- und Kulturanbieter in Nordrhein-Westfalen dar. Vielleicht noch größere Chancen liegen in der kreativ-künstlerischen Bildung von Kindern und Jugendlichen im Milieu. Dazu können familienorientierte kulturelle „Formate“ oder Rahmenformate zu den Angeboten für Kinder und Jugendliche dienen. Das können zum Beispiel Informationen und Aktivitäten sein, die die Wartezeiten von Eltern in Musik- oder Malschulen füllen.

TRADITIONELLE MIGRANTEN-MILIEUS

Heimat so fern und doch so nah

In den beiden „traditionellen“ Milieus leben Menschen, die sich viel stärker mit ihrem Herkunftsland als mit ihrem tatsächlichen Lebensraum verbunden fühlen. Diese Orientierung wird häufig auch an die zweite Generation weitergegeben. Dies ist ein Rückgriff auf vormoderne, religiös-ideologische Werte und Lebensweisen, für die die Migranten in der „neuen Welt“ keine Entsprechung gefunden haben. Darüber erklären viele die zeitlich und räumlich ferne Heimat, die vermissten Landschaftsbilder, den anderen Alltagsrhythmus, die ehemals gewohnten Lebenstemperaturen.

Gemeinsam ist den traditionellen Milieus der zumeist bäuerlich-ländliche Charakter der Herkunftsregionen, ganz gleich zu welcher ethnischen Gruppe sie zählen. Daran knüpfen sich häufig ein niedriges formales Bildungsniveau und geringe berufliche Qualifikationen.

Diese Milieugruppe sucht nach kulturellen Angeboten, die mit ihrem ethnischen Herkunftsraum verbunden sind, die ihrem Bildungsprofil entsprechen sowie das grundsätzliche Verhältnis zur deutschen Lebenswelt spiegeln.

Religiös-verwurzeltes Milieu:

8 Prozent NRW / 7 Prozent bundesweit

Wissen, wohin man gehört

Mit einem Anteil von acht Prozent ist das Milieu in Nordrhein-Westfalen etwas stärker vertreten als im Bundesdurchschnitt. Es ist das einzige Milieu, dem keines der deutschen Sinus-Milieus entspricht. Die Studie selbst charakterisiert es als „archaisches, bäuerlich geprägtes Milieu, verhaftet in den sozialen und religiösen Traditionen der Herkunftsregion“. Das Religiöse ist für diese Menschen konstitutiv für ihr Leben, ganz gleich welcher religiösen Überzeugung und Gemeinschaft sie angehören. Die Religion verstehen sie als autoritäres Gegenüber, dessen Inhalte, Formen und Institutionen nicht diskutabel sind. Daraus folgt ein gewisser religiöser und lebensweltlicher Fundamentalismus. Überzeugungen und Konventionen werden als unbedingt wahr, richtig und gültig betrachtet. Das Milieu teilt nicht die Auffassung, dass historisch veränderte Lebensbedingungen es nach sich ziehen könnten, die eigene Religion neu zu interpretieren.

„Der kleine Azad“
Foto: Emanuala Danielewicz



Wanderer wider Willen

Die Menschen, die das religiös-verwurzelte Milieuprofil beschreibt, stammen knapp zur Hälfte (47 Prozent) aus der Türkei oder haben einen türkischen Migrationshintergrund. Stark unterrepräsentiert ist von den großen fünf Herkunftsregionen Polen (2 Prozent / 11 Prozent MDS). Leicht überrepräsentiert mit einem Anteil von 11 Prozent (9 Prozent MDS) sind Menschen aus asiatischen Zuwanderungsländern. Zuwanderer aus anderen EU-Ländern oder Amerika sind in diesem Milieu nicht erkennbar.

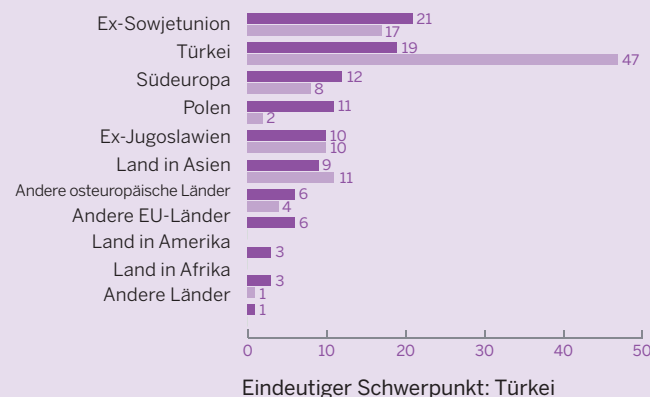
In den 60er und 70er Jahren sind die Menschen aus der Not heraus in eine Lebenswelt gekommen, von der sie nur Arbeit, Einkommen und materielle Sicherheit erwartet haben. Der innere Wunsch, wieder in die Heimat zurückzukehren oder wenigstens in der „Fremde“ weitgehend wie gewohnt zu leben, blieb immer bestehen. Die deutsche Aufnahmegesellschaft spiegelte umgekehrt diese Haltung. Sie wollte die Arbeitskraft der Zugewanderten, darüber hinaus bestand kein Interesse an ihnen. Migrationsforscher Klaus J. Bade resümiert die Lage wie folgt: „Ein Einwanderungsland wider Willen darf sich über widerwillige Einwanderer nicht wundern.“ Familien und

„Die Türkei ist
meine Heimat und das
Land, das ich liebe.
In Deutschland verdiene
ich nur mein Brot.“

Freunde sprechen untereinander überwiegend in ihrer Muttersprache und bleiben gern unter sich. Das betrifft auch die Partnerwahl. Nur acht Prozent im Milieu halten es nicht für wichtig (44 Prozent im MDS), dass Ehepartner der gleichen Ethnie angehören.

Repräsentativuntersuchung – Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund

Religiös-verwurzeltes Milieu Migrationshintergrund



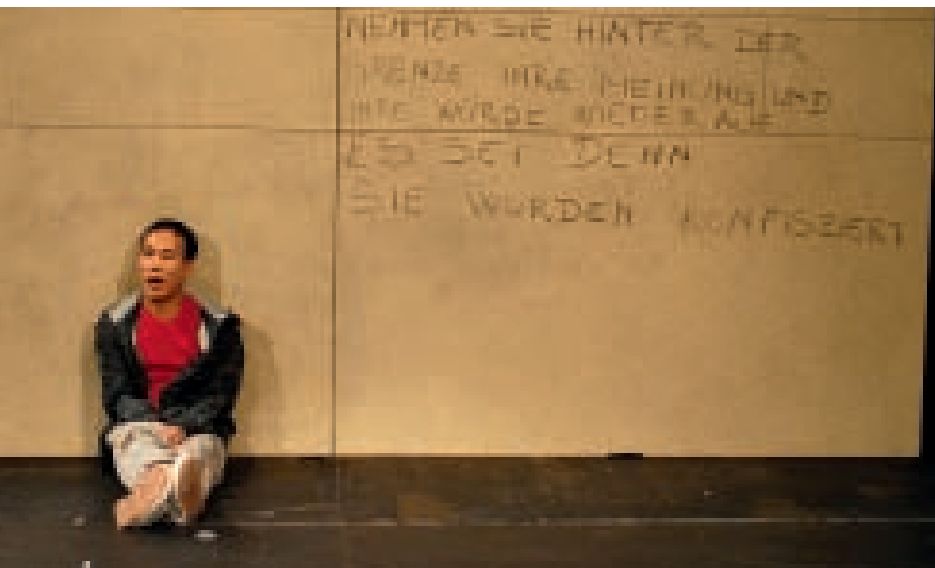
■ Gesamt ■ Milieu

Angaben in Prozent

Weit über die Hälfte der Menschen (70 Prozent) im Religiös-verwurzelten Milieu hat noch nie eine deutsche Familie besucht. Im Milieudurchschnitt trifft dies auf 14 Prozent zu. Es scheint so, als ob das Milieu sich selbst sehr stark am Rand der Gesellschaft eingerichtet hat. Dagegen spricht jedoch, dass mit 38 Prozent ein leicht überdurchschnittlicher Anteil der ausländischen Milieuzugehörigen sich gern einbürgern lassen würde (36 Prozent MDS).

Soziale Lage: Die Menschen in diesem Milieu haben sehr geringe Einkommen und leben außerordentlich bescheiden und einfach. Sie verdienen ihr Geld zumeist als un- oder angelernte Arbeitskräfte. Da dieses Milieu den höchsten Anteil an Menschen ohne Schulabschluss und abgeschlossene Berufsausbildung aufweist, kann das nicht überraschen.

Freizeitverhalten: Angehörige dieses Milieus verbringen ihre Freizeit gern mit Familie und Freunden zuhause. Sie sehen gemeinsam fern, zumeist „heimische Sender“, essen, trinken und reden. Vielfach nähen, stopfen und stricken die Frauen derweil und halten die Garderobe instand. Außerdem lieben sie die Natur, gehen dort wandern und spazieren.



Oben: „Flüchtlinge im Ruhestand“
Foto: Diana Küster

Rechts: „VIVIDAS“ Foto: Antje Lenz



Die Eltern im Milieu vermögen ihre Kinder nur eingeschränkt beim Lernen zu unterstützen oder zu fördern. Oftmals können vor allem die Frauen – hauptsächlich im Alter zwischen 40 und 69 Jahren – kaum lesen oder schreiben. Das macht es diesen Kindern und Jugendlichen schwer, sich stärker zu integrieren und bessere Zukunftsperspektiven aufzubauen.

Das Religiös-verwurzelte Milieu bildet eine relativ geschlossene Gesellschaft. Sie beschränkt den Kontakt zu anderen Lebenswelten auf das Nötigste. Bücher oder Zeitungen spielen in der Freizeit eine ebenso unbedeutende Rolle wie Internet oder Computer. Nur sechs Prozent in diesem Milieu nutzen öffentliche Bibliotheken. Bei der Mediennutzung bildet das Fernsehen die einzige Ausnahme. Es wird von fast allen im Milieu (mehrmals) täglich genutzt (95 Prozent / 86 Prozent im MDS).

Einstellungen zu Kunst und Kultur: Eine andere Welt

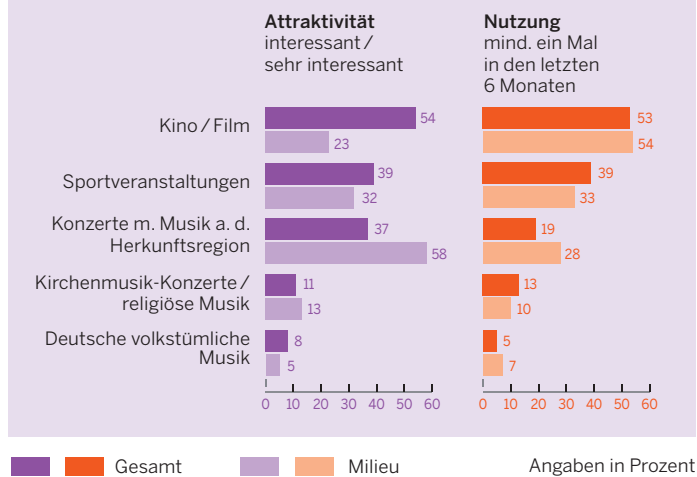
Kunst und Kultur erscheinen den Menschen dieses Milieus sehr viel fremder als allen anderen (22 Prozent / 41 Prozent im MDS). Sie nehmen – in Nordrhein-Westfalen noch stärker als im Bundesdurchschnitt – hohe Zugangsbarrieren wahr: 81 Prozent im Bundesdurchschnitt (72 Prozent / 44 Prozent im MDS).

Das beginnt damit, dass sie eigentlich gar nicht wissen, welche Kunst- und Kulturangebote es in ihrer Stadt gibt.

Repräsentativuntersuchung – Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund

Religiös-verwurzeltes Milieu

Kultur-Veranstaltungen: Attraktivität und Nutzung



Sie halten Theater und Museen mehrheitlich für eine fremde Welt und eher für die Höhergestellten geeignet. Hierin spiegelt sich aber vorrangig die soziale Lage des Milieus, weniger ihr Migrationshintergrund. Denn die hier benannten Kultursparten stehen wohl in fast allen Ländern für das Hochkulturelle und damit für Bildungsqualifizierung und gehobenen sozialen Status.



„Nneka“, Langendreer, Bochum
Fotos: Gerd Spieckermann

Mehr als zwei Drittel im Milieu signalisieren, dass sie mit deutschen Kulturveranstaltungen nichts anfangen können. Sie suchen eigene Kulturformate, die ihren Migrations- und kulturellen Hintergrund spiegeln. Sie wünschen sich von ihrer Kultur, den Bezug zu ihrer Herkunftsregion lebendig zu halten und zu stärken. Der in der Lebenswelt präsente Kulturbegriff gründet sich auf Heimat, Religion, Tradition und dem Alltag „kleiner Leute“.

Charakteristisch ist die Aussage eines Befragten, mit der er auch seine Milieuorientierung kundtut:

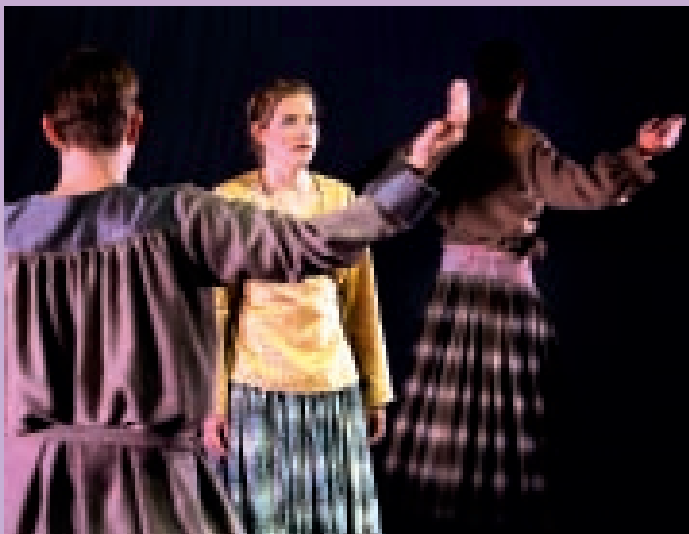
„Ich gehe fast täglich zur Moschee – das ist doch Kultur!“

Die Menschen in dieser Lebenswelt sehen darüber hinaus nicht, was Kunst und Kultur mit ihrem eigenen Leben zu tun hat. Diese Milieubefindlichkeit lässt sich gewiss nicht allein auf die Zuwanderungsgeschichte zurückführen, sondern vor allem auf die niemals erworbene Kulturkompetenz.



Oben: „QuaaDriDuuu“
Foto: Antje Lenz

Unten: „Nathan“
Foto: Martin Möller



Kunst- und Kulturnutzung: Vor diesem Hintergrund überrascht es wenig, dass Kulturveranstaltungen am liebsten in einem Kulturzentrum der eigenen Herkunftsregion oder in einer religiösen Einrichtung besucht werden (35 Prozent / 17 Prozent MDS). Hier schauen die Menschen vor allem Filme (54 Prozent / 53 Prozent MDS) oder hören Musik aus der Herkunftsregion (26 Prozent / 19 Prozent MDS). Ein wenig verwunderlich erscheint es, dass deutsche Volksmusik zwar nicht übermäßig geschätzt, trotzdem aber recht gern konsumiert wird. Das Folkloristische, das in den meisten Kulturen nostalgische, romantische und harmonische Gemütslagen bedient, ist zusammen mit mehr religiös gefärbten Beiträgen ein vorrangiges Moment der Kulturnutzung im Milieu.

Draußen bleiben

Die Kinder und Jugendlichen in diesem Milieu nehmen deutlich seltener als die meisten Kinder an kultureller, vor allem musikalischer und kreativer Bildung teil. Die Bildungsferne der Eltern und von ihnen wahrgenommene Zugangsbarrieren zu Kunst und Kultur setzen sich hier nahtlos fort.

Initiativen wie die des Landes NRW „Jedem Kind ein Instrument“ oder auch Projekte wie „MUSE“, die sich gezielt an Schulen in benachteiligten Stadtteilen wenden, sind in diesem Zusammenhang nicht hoch genug zu schätzen. Ohne Angebote und Förderung der Erziehungs- und Bildungseinrichtungen oder freier Träger der Jugendhilfe und Jugendkulturarbeit würden diese Kinder immer weiter abgehängt und ihre soziokulturelle Integration in die multiethnische und multi-kulturelle deutsche Gesellschaft erschwert.

Perspektiven im Kunst- und Kulturbereich: Wieder erkennen

Die Menschen des Milieus wünschen sich mehr muttersprachliche Angebote und entsprechende Informationen, mehr Zuwanderer im Publikum und Themen, die stärker mit Zuwanderung zu tun haben.

Kulturelle Fremdheit und Ängste bewegen das Milieu der religiös-verwurzelten Migranten ebenso wie umgekehrt weite Teile der deutschen Gesellschaft.

Wesentlich aggressiver grenzen sich häufig die traditionellen und unterschichtigen deutschen Milieus ab. Diese leben häufig in denselben Stadtvierteln wie das religiös-verwurzelte Milieu. Hier herrsche „blanker Hass“ stellt die Sinus-Sociovision-Antidiskriminierungsstudie fest. Die Ursachen für das wechselseitige Abgrenzungsverhalten lassen sich gewiss nur bedingt mit den Mitteln von Kunst und Kultur bearbeiten und beseitigen.

Alltägliche gemeinsame Angebote im Stadtviertel wie Kitas, Schulen, Bibliotheken, Vereine und Gemeinden haben wohl die größten Chancen, die soziokulturellen Verwerfungen etwas zu glätten oder hier und da zu überbrücken. Dabei kann und muss das Ziel nicht die Einebnung von Unterschieden sein. Auch das religiös-verwurzelte Milieu **ist** bereits ein Teil der soziokulturellen Landschaft. Doch dieses Milieu würde sich selbst einen Gefallen tun, wenn es die Fähigkeit zum Austausch mit anderen Milieus und zum Verständnis des kulturellen Fundus der Gesellschaft erlernen würde.

Hier kommen Kinder und Jugendliche ins Spiel. Die Mehrheitsgesellschaft muss ihre Anstrengungen im Bereich (kultureller) Bildung weiter steigern, um besonders Kinder und Jugendliche aus diesem Milieu zu erreichen. Sie sollten stärker am öffentlichen, kulturellen und ökonomischen Leben teilnehmen. Sie brauchen und verdienen die Chance, sich vom Rande der Mehrheitsgesellschaft weg zu entwickeln.

Sie haben es allerdings besonders schwer, da sie in sehr traditionellen und oft rigiden Elternhäusern aufwachsen, gleichzeitig aber andere freiere Lebensformen kennenlernen. Sie sollen und wollen an den Freiheits- und Selbstverwirklichungsidealen einer liberalen und offenen Gesellschaft teilhaben. Ihren Eltern macht dies Angst, weil sie sich um den Verlust von Identität, Zugehörigkeit und Ehre ihrer Kinder sorgen. Das sind die kulturellen Themen des Milieus aus Sicht der Studie.

Das Traditionelle Arbeitermilieu: 15 Prozent NRW / 16 Prozent bundesweit

Eines nie vergessen, die Solidarität

Die Bezeichnung dieses Milieus als „Arbeitermilieu“ leitet sich aus dem Konzept der Industriegesellschaft ab, deren Zeit in Deutschland allmählich abläuft. So gibt es in dieser Gruppe mehr als zwei Drittel im Alter über 50 Jahre und wenig Kinder.

Armut und soziale Perspektivlosigkeit im Herkunftsland prägen dieses „Wanderarbeiter“-Milieu. Der Abschied vom Herkunftsland erschien den Menschen erzwungen und schmerzt noch immer.

Versöhnlich stimmt sie vor allem, dass ihre Kinder, häufiger auch schon Enkelkinder, hier ihre Heimat gefunden haben. Die erste Generation lebt teilweise sehr traditionell und dem Herkunftsland verbunden, teilweise haben sie sich jedoch den Kindern und Enkelkindern zuliebe mit der soziokulturellen Realität in Deutschland arrangiert.



"QuaaDriDuo"
Foto: Michael Rogulla

In dieser kleinbürgerlich geprägten Lebenswelt definieren sich die Einzelnen über ihre Zugehörigkeit zur Familie und zur Herkunftskultur. Eine zusätzliche identitätsstiftende Rolle spielt darüber hinaus die Arbeit und ein „traditionelles Arbeitsethos“. Dieses enthält Tugenden wie Pflichtbewusstsein, Disziplin und Fleiß. Außerdem gelten die Werte der Arbeiterbewegung: Solidarität, Warmherzigkeit und Gradlinigkeit. Man sucht Anerkennung für das persönlich Geleistete in seinem direkten sozialen Umfeld und akzeptiert dabei traditionelle Rollenzuweisungen und Konventionen im sozialen und familiären Bereich.

In der Familie gelten autoritäre Regeln und ein patriarchalisches System (72 Prozent). Dieses ist nicht religiös motiviert und selten von einer überstrengen Sexualmoral oder gar Lustfeindlichkeit geleitet. Religion ist eher Privatsache und gehört zur Tradition in dieser Lebenswelt. Dazu passt auch die weit verbreitete Heimatverwurzelung (62 Prozent) und die geringe Zustimmung zu Werten wie Liberalität, Offenheit und Hedonismus.

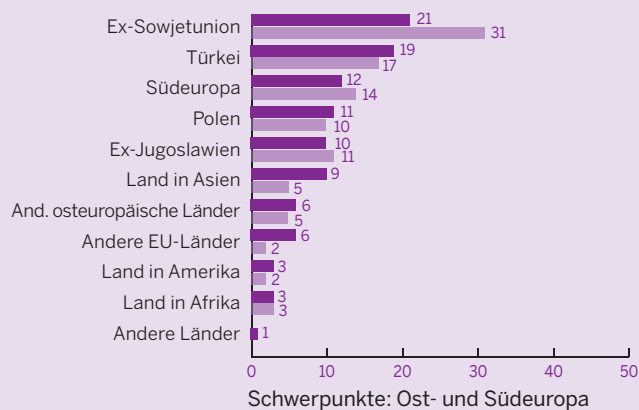
Mach meinen Kumpel nicht an!

In diesem Milieu finden wir vor allem die erste Generation der „Gastarbeiter“, die nach dem Anwerbestopp von 1973 in Deutschland geblieben sind. Sie sind im Alter zwischen 18 und 25 Jahren, also als junge Erwachsene, nach Deutschland gekommen. Sie wollten hier Geld verdienen, um damit in ihrer Heimat eine neue, eine bessere Existenz aufzubauen. Für die Älteren im Milieu ist dies heute Nostalgie, für die Jüngeren möglicherweise noch eine Zukunftsperspektive.

Repräsentativuntersuchung – Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund

Traditionelles Arbeitermilieu

Migrationshintergrund



■ Gesamt

■ Milieu

Angaben in Prozent

Trotzdem ist die Distanz zu Deutschland im Traditionellen Arbeitermilieu längst nicht so groß wie in dem anderen traditionellen Milieu. Die Zugehörigen zu diesem Milieu fanden Freunde unter den Kumpels und Kollegen. Knapp die Hälfte geben an, dass sie einheimische Deutsche zu ihren engeren Freunden und Bekannten zählen (61 Prozent MDS). Das liegt unter anderem wahrscheinlich daran, dass sie gut Deutsch sprechen. Mehr als ein Viertel reden ausschließlich Deutsch (34 Prozent MDS).

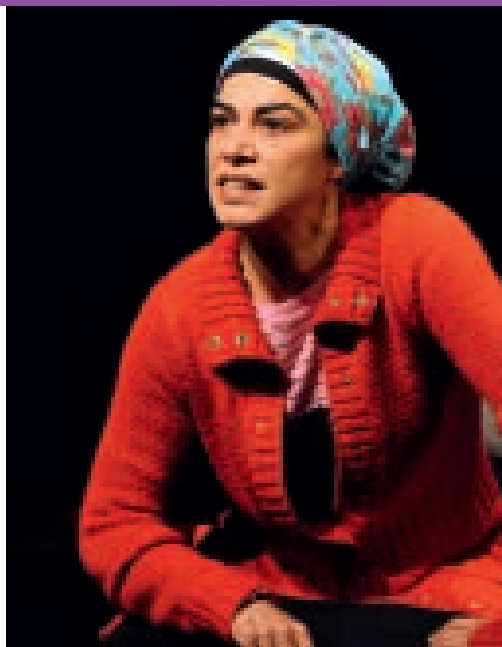
Mit 37 Prozent lebt immerhin ein gutes Drittel dieses Milieus sehr gerne in Deutschland und etwa genauso groß ist der Anteil derjenigen, die sich mit Deutschland sehr stark verbunden fühlen (34 Prozent / 39 Prozent im MDS). Das spiegelt sich auch ein wenig in der Frage der Partnerwahl. Gut ein Viertel des Milieus hält es nicht für wichtig (26 Prozent / 44 Prozent im MDS), dass der Ehepartner der gleichen Volksgruppe angehört. Für den überwiegenden Teil im Milieu bleibt diese Tatsache jedoch bedeutsam.



Oben: „Schwarze Jungfrauen II“, Dagny Dewath als Erste Frau
 Unten: „Schwarze Jungfrauen II“, Günfer Cölgecen als Vierte Frau
 Foto: Volker Beushausen

Soziale Lage: Geld ist knapp in dieser Lebenswelt. Die meisten Familien können weniger als 2.000 Euro im Monat ausgeben. Mehr als zwei Drittel des Milieus sind 50 Jahre alt und älter. Im Milieu gibt es überdurchschnittlich viele Rentner sowie allein-stehende und verwitwete Frauen, deren finanzielle Mittel besonders begrenzt sind.

Freizeitverhalten: Die Menschen im Milieu entspannen sich gern in ihrem Haus und Garten, zum Beispiel beim Gärtnern, Rätsel lösen, Fernsehen oder Zeitung lesen. Auch das Radio gehört für viele zum Alltag (53 Prozent). Computer und Internet hingegen spielen kaum eine Rolle.



Einstellungen zu Kunst und Kultur: Mit Gefühl

Kunst und Kultur verstehen die Menschen des Milieus als Hochkultur und verspüren eine große Distanz dazu. Sie glauben, sie verstanden die Sprache nicht gut genug. Die ästhetischen Formen sind ihnen fremd, die Atmosphäre erscheint ihnen kalt und angespannt.

Folkloristische Kunst und Kulturformen wie Musik, Tanz und gemeinsame Feste dagegen lieben sie und verbinden sie mit der verlorenen Heimat. Dazu zählen auch „gefühlvoll, unterhaltsame Angebote“ wie Liebes- oder Abenteuerromane, Komödien oder volkstümliche Kunstformate der Herkunftsregion.

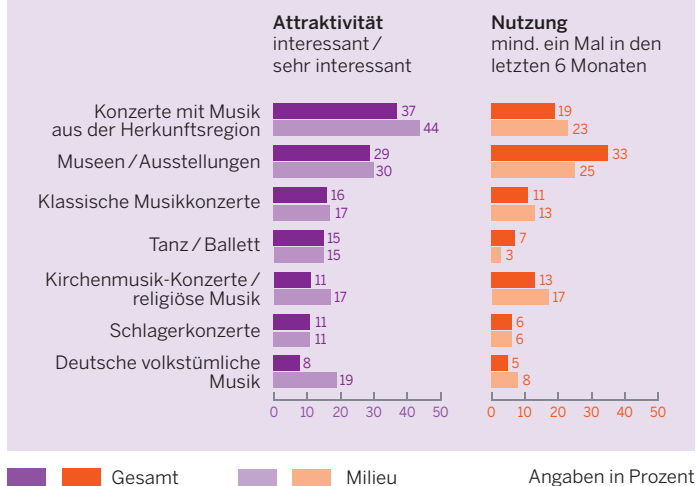
Das Milieu sieht genauso stark wie der Durchschnitt der Milieus „Kulturkompetenzen als Erfolgsfaktor“ (66 Prozent). Aufgrund der Altersstruktur des Milieus haben die Befragten selten eigene Ambitionen in diesem Bereich, beziehen dies aber auf ihre Kinder und Enkel. Insofern setzt sich das Milieu nicht nur beim eigenen Nachwuchs dafür ein, dass entsprechende Kulturkompetenzen erworben werden. Im Bereich der kulturellen Bildung zeigt sich das Milieu ebenfalls aktiv.

Kunst- und Kulturnutzung: Kultur und Kunst sollen vor allem der Entspannung und Erbauung dienen. An dritter Stelle steht das Kennenlernen der deutschen Kultur. Nur 14 Prozent wollen mehr über das Herkunftsland erfahren.

Repräsentativuntersuchung – Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund

Traditionelles Arbeitermilieu

Kultur-Veranstaltungen: Attraktivität und Nutzung



Letztlich besuchen die Angehörigen des Milieus neben Ausstellungen vor allem heimat Sprachliche Musik – aber auch Literatur- und Filmveranstaltungen. Konzerte mit Musik aus der Herkunftsregion (23 Prozent / 19 Prozent im MDS) wie auch Kirchenmusik bzw. religiöse Musik (17 Prozent / 13 Prozent im MDS) sind die Spitzenreiter. Deutsche Volksmusik erscheint mit 19 Prozent sehr attraktiv (9 Prozent MDS) und wird auch tatsächlich mehr als im Durchschnitt der Milieus konsumiert (8 Prozent Nutzungsquote).

Diese Neigung scheint konsequent, da die deutsche Volksmusik besonders auf harmonische Emotionalität abhebt und zur Geselligkeit gehört. Überdurchschnittlich stark nutzt das Milieu Orte wie die kulturellen Zentren, Kirchen- und Moscheegemeinden oder Gebetshäuser (19 Prozent / 17 Prozent MDS).

Kulturelle Bildung: Altersgerecht

Vor allem diejenigen, die nicht mehr aktiv im Arbeitsleben stehen, suchen nach Bildungs- und Kulturangeboten. Darunter fallen vor allem Sprachkurse bei Volkshochschulen oder Migrantenorganisationen sowie organisierte Gruppenreisen, die neben der Geselligkeit etwas über die Natur, Geschichte und Kultur Deutschlands vermitteln. Die Menschen dieses Milieus tun sich jedoch insgesamt schwer mit Bildungsangeboten. Nur 11 Prozent nutzen öffentliche Bibliotheken.

Fingerfertig: Der Anteil an Kindern und Jugendlichen im Milieu ist gering. In nur fünf Prozent der Haushalte im Traditionellen Arbeitermilieu leben Kinder zwischen drei und fünf Jahren (10 Prozent MDS) und in lediglich 22 Prozent wachsen Kinder zwischen 6 und 15 Jahre auf (34 Prozent MDS).

Knapp jedes fünfte Kind (18 Prozent) besucht Malkurse. An Sport (30 Prozent / 48 Prozent MDS) und an frühkindlicher Musikerziehung (6 Prozent / 18 Prozent MDS) beteiligen sich deutlich weniger Kinder im Milieu als im Milieudurchschnitt.

Dies setzt sich bei den Jugendlichen fort. Sie haben jedoch beim Basteln und Gestalten die Nase vorn. Hier liegt das Milieu deutlich über dem Durchschnitt (31 Prozent / 24 Prozent MDS). Auch Fotografieren und Filmen ist bei den Kindern und Jugendlichen im Milieu genauso beliebt wie im Schnitt aller Milieus (12 Prozent).

Wenn wir dieses Milieu mit dem Religiös-verwurzelten vergleichen, können wir feststellen, dass die Kinder und Jugendlichen sich deutlich stärker engagieren, insgesamt liegen sie allerdings trotzdem unter dem Durchschnitt.

Perspektiven im Kunst- und Kulturbereich: Familien verbunden

Beide traditionsorientierten Milieus zählen aufgrund ihrer sozialen Lage nicht gerade zu den vielversprechenden Zielgruppen für frei finanzierte oder gehobene Kunst- und Kulturanbieter. Sie haben kaum Geld für Kultur übrig und fühlen sich aufgrund eines sozial-hierarchischen Kunst- und Kulturverständnisses bei Kulturveranstaltungen ausgeschlossen.

Da das Milieu relativ offen und tolerant gegenüber der deutschen Lebenswirklichkeit ist, entstehen Chancen für die Kulturarbeit. Bei Kindern und Jugendlichen sind vordringlich interkulturelle Initiativen in den entsprechenden Erziehungseinrichtungen zu fördern. Hier kann zum Beispiel die Schlüsselqualifikation „Deutsch als Verkehrssprache“ erlangt werden. Das in Nordrhein-



„Wer hat Angst vorm schwarzen Mann?“
Foto: KABAWIL e.V.

Westfalen verfolgte Konzept der Familienzentren kann auch die Eltern erreichen. Interkulturelle Angebote geben den Familien Möglichkeiten, Neues kennenzulernen und umgekehrt durch ihre Herkunftskultur zu bereichern. Die überschaubaren und geschützten Räume von Kitas und Grundschulen sowie Bibliotheken eignen sich dafür.

Für die Ruheständler im Milieu könnten Volkshochschulen, Bibliotheken und Bürgerzentren passende Angebote maßschneidern. So, dass die Formate auf die sprachlichen Gegebenheiten im Milieu Rücksicht nehmen und Geselligkeit und Spaß nicht vergessen. Dabei könnten Musik und Gesundheit (im Alter) zentrale Themen sein. Die unterschiedlichen Einrichtungen der Altenbetreuung sollten sich zunehmend mit Kunst- und Kulturangeboten für Menschen mit Migrationshintergrund beschäftigen.

Portraits

Günfer Cölgecen

Sultan Lunkenheimer

Aline Asviyan

Danica Dakic

Bojan Vuletic

Emanuela Danielewicz

Christos Giaxidis

Tayfun Belgin

A close-up portrait of a woman with dark, curly hair, smiling gently. She is wearing a dark zip-up jacket. The background is dark and out of focus. A bright yellow shape is visible on the left side of the frame.

„Jeder bringt etwas Besonderes
aus seiner Heimat mit.“

Aline Asviyan

... ist vor zehn Jahren mit ihren beiden Söhnen von Moskau nach Deutschland gekommen, allerdings nicht zum ersten Mal. Mit ihrem mittlerweile geschiedenen Ehemann, einem Offizier bei der russischen Armee, hatte sie bereits fünf Jahre, von 1988 bis 1993, in Torgau gelebt. Hier ist ihr jüngerer Sohn Paul geboren. Und es gibt sogar noch ältere Verbindungen, ihre Vorfahren waren vor rund 200 Jahren von Deutschland in die Ukraine ausgewandert. Aline hat in Moskau als Kunst- und Französischlehrerin gearbeitet und tritt heutzutage als Sängerin auf. Sie wohnt mit ihren beiden erwachsenen Söhnen in Düsseldorf.

Sie sind vor zehn Jahren in Deutschland eingewandert. Wie haben Sie sich hier eingefunden?

Wir wurden zunächst in das Dorf Aschara in der Nähe der Stadt Bad Langensalza in Thüringen geschickt. Hier lebten wir in einem Wohnheim für Einwanderer. Das war eine schwere Zeit. Wir haben zu dritt ein Zimmer geteilt, heißes Wasser gab es nur für 20 Minuten am Tag. Da mein Sohn Paul sehr krank wurde, konnten wir ziemlich schnell umziehen und landeten nach einigen Zwischenstationen in Düsseldorf. Hier wurde Paul in der Universitätsklinik optimal versorgt.

Wieso haben Sie sich dafür entschieden, ausgerechnet nach Deutschland zu kommen?

Ich hatte das Gefühl. Deutschland ist das passende Land für mich und meine Söhne. Wir kannten Deutschland ja bereits. Mein kleiner Sohn hat manchmal im Schlaf Deutsch gesprochen. Mein großer Sohn, der ja schon sehr bewusst für fünf Jahre in Deutschland gelebt hatte, wollte gern zurück. Außerdem war ich mir sicher, dass unser kleiner Paul hier bestmöglich medizinisch versorgt werden könnte. Die Ärzte hier waren dann auch wirklich großartig, sie haben ihr Bestes gegeben und waren dabei sehr herzlich und menschlich.

Sie singen im Polyphonie-Projekt. Was bedeutet das für Sie?

Polyphonie ist wie eine zweite Familie für mich. Ich habe hier viele Freunde gefunden aus verschiedenen Ländern und Regionen der Welt. Jeder bringt etwas Besonderes mit ein in die Gemeinschaft.

Musik, Ideen, Sitten, Küche: Das ist so bereichernd. Und man spürt, dass die Menschen ganz verschieden sind, aber trotzdem alle das Gleiche wollen: in Frieden leben, mit der Natur und den Menschen in Einklang sein. Kriege werden von Regierungen angezettelt.

Im Polyphonie-Projekt singen Sie als Lied Ihres Lebens „Je ne regrette rien“ von Edith Piaf. Wieso haben Sie diesen Chanson ausgewählt?

Mein Leben ist mit diesem Lied verbunden. Ich habe es auf meiner Hochzeit vorgetragen und meine Kinder sind damit aufgewachsen, weil ich es ihnen zum Einschlafen vorgesungen habe. Es ist wirklich das Lied meines Lebens, denn es entspricht auch meinem Lebensmotto, man sollte nichts bereuen. Das würde heißen, dass man in der Vergangenheit lebt. Und das ist falsch, man muss immer nach vorn schauen und optimistisch sein.

Sie sind eine beeindruckende Sängerin. Wo und mit welchem Programm treten Sie außerhalb des Polyphonie-Projektes auf?

Ich singe meistens in russischen Clubs oder Gemeinden, vielfach russische Lieder, aber auch französische und deutsche Lieder. Teilweise vertone ich selbst Gedichte. Meine Inspiration sind die russischen Barden, in Wuppertal gibt es zum Beispiel den Club der Barden.

Wie kommen Sie mit der deutschen Sprache klar?

Ich müsste dringend einen vertiefenden Kurs machen, ich spreche nicht gut genug Deutsch. Ich hatte damals in Moskau nur einen zehntägigen Intensivkurs, kurz bevor wir dort weggegangen sind. Ich dachte, ich hätte aus der ersten Zeit in Deutschland mehr behalten. Mir ist Sprache sehr wichtig, in der Sprache drückt sich immer auch die Mentalität der Menschen aus. In einer anderen Sprache klingen beispielsweise dieselben Lieder völlig anders.

Haben Sie manchmal Heimweh nach Russland?

Russland ist mir in der Zwischenzeit ziemlich fremd geworden. Es geht nur noch um Geld und Konsum. Es ist ein hartes Land geworden, lautstark und großsprecherisch. Moskau ist riesig groß, völlig chaotisch und voller Lärm. Im Vergleich dazu ist Düsseldorf sehr gemütlich.

Wo ist Ihre Heimat?

Deutschland ist meine Heimat. Es hat mir immer gut hier gefallen. Ich fühlte mich angezogen von Deutschland, vielleicht aufgrund der deutschen Wurzeln oder wegen der Astrologie. Mein Sternzeichen ist Widder und Deutschland befindet sich ebenfalls im Widder.

Was finden Sie typisch deutsch?

Ich habe die Deutschen meistens sehr offen und herzlich erlebt. Es gibt viele Freiheiten und Raum für Individualität. Kinder dürfen Kinder sein und auch mal albern und unbeschwert. In Russland erwartet man schon von Kindern Härte und Selbstdisziplin.

A portrait of a woman with dark hair tied back, wearing a dark jacket and a large earring. The background is a textured, dark blue-grey. A bright yellow jagged shape is on the left side of the page.

Günfer Cölgecen

... kam 1972 im Alter von fünf Jahren aus Istanbul nach Deutschland. In Deutschland arbeitet Günfers Vater als Lehrer für türkische Kinder in den Übergangsklassen, in denen er sie auf den Regelunterricht in der deutschen Schule vorbereitete. Günfer selbst ist SchauspielerIn, Theatermacherin und Theaterpädagogin. Sie hat zwei Töchter und wohnt in Bochum.



„Wir müssen der
multikulturellen Realität
ein Gesicht geben.“

Sie sind mit fünf Jahren in Deutschland angekommen. Wie haben Sie diese Ankunft damals empfunden?

Ich kam sofort, unvorbereitet und ohne ein Wort Deutsch zu kennen in die erste Klasse in der Schule. Hier traf ich auf Menschen, die mit mir reden wollten. Ich sah, dass sich ihr Mund bewegte, aber verstand kein einziges Wort. Schnell lernte ich aus der Mimik die Bedeutung zu interpretieren. Vielleicht war das der erste Schritt zur Schauspielerin. Ich eignete mir dann recht zügig Deutsch an. Aber sehr lange blieb das Gefühl zurück, dass ich nicht alles bis ins Letzte verstand. Meine Schwester und ich waren damals die einzigen Türkinnen auf dem Gymnasium und eigentlich ganz gut integriert. Trotzdem habe ich sehr lange das Deutsche als das Fremde, aber auch das Spannende wahrgenommen, das meine Neugier beflügelte.

Woran arbeiten Sie zurzeit?

Einmal arbeite ich als Schauspielerin und Theatermacherin, das heißt, ich spiele, entwickle und schreibe Theaterstücke. Im Moment sind das die „Schwarzen Jungfrauen“ Teil I und Teil II. Teil I ist eine Co-Produktion von mir mit dem Westfälischen Landestheater (WLT). Teil II produzieren das Theater Duisburg und das WLT. Hier geht es um muslimische Frauen, die dabei sind, sich zu radikalisieren. Beide Stücke greifen eine interkulturelle Thematik auf. Daneben spiele ich seit einiger Zeit mit meinem Ensemble „Freie Radikale“. Wir entwickeln und produzieren eigene Projekte. Außerdem mache ich immer mehr Theaterpädagogik im interkulturellen Bereich und das für alle Altersklassen.

Wie muss man sich das vorstellen?

Ich spiele zum Beispiel mit den Jugendlichen Improvisationstheater. Sie entwickeln Szenen, die sich mit ihren Problemen beschäftigen, und finden dadurch Lösungen. Bevor wir anfangen zu spielen, führe ich viele Gespräche, um die Probleme zu verstehen. Es geht sehr oft um Sprache, Familie oder das berühmte Kopftuch. Sehr beliebt sind auch improvisierte Szenen zwischen einem türkischen Jungen und einem deutschen Mädchen oder umgekehrt.

Wo ist Ihre Heimat?

Auch wenn ich aus meiner Kindheit nur noch wenig Erinnerungen habe und die Türkei vor allem aus dem Urlaub kenne, habe ich das Gefühl, dass ich emotional in der Türkei zuhause bin. Das liegt auch daran, dass meine Mutter wieder dort ist und alle familiären Angelegenheiten mit der Türkei verbunden sind. Meine Mutter hat auch meine Wahrnehmung der Türkei beeinflusst. Ihre Interpretation der Türkei erschien mir lange als Tatsache. Seit ich vor Kurzem zum ersten Mal allein dort war, hat sich für mich einiges verändert.

Wie ist aus Ihrer Insider-Sicht der Zustand der interkulturellen Kulturszene?

Ich kann das ganz gut am Beispiel der Aufführungen von „Almanya“ erklären, meinem Stück mit Monologen deutsch-türkischer Frauen, das 40 Mal in verschiedenen Häusern gespielt wurde. Es gab ein Rieseninteresse beim türkischen Publikum. Die Häuser waren immer voll. Darüber hinaus gab es eine riesige Nachfrage. Das Publikum war so begeistert, dass es nach der Vorstellung sitzen blieb. So haben wir die Publikumsdiskussionen im Anschluss eingeführt. Obwohl ausverkauft, haben die Theater das Stück nur einmal gespielt. Es war die Angst der Verantwortlichen, ihr gewohntes Stammpublikum zu verärgern. Das verhindert die konsequente und kontinuierliche interkulturelle Öffnung.

Sie sind seit etwa 20 Jahren in der Kulturszene unterwegs. Gab es Veränderungen in dieser Zeit?

O ja, die gab es. Politisch hat sich etwas geändert. Es existiert jetzt besonders in Nordrhein-Westfalen eine wesentlich größere Wahrnehmung des Themas Interkultur. Unser Stück „Schwarze Jungfrauen“ wurde zum Beispiel vom Land gefördert. Die Theater sollen außerdem dazu gebracht werden, sich interkulturell zu öffnen. Aber es gibt eine weitere relevante Entwicklung, junge Migrantinnen und Migranten entwickeln heutzutage ein viel größeres Selbstbewusstsein als früher. Als ich mich bei der Melez-Pressekonferenz 2005 als Deutsche mit türkischem Migrationshintergrund vorstellte, ging ein Raunen durch das Publikum. Meine Aussage war für einige türkische Journalisten damals irritierend.

Wo sollte man Ihrer Meinung nach ansetzen, um Menschen mit Migrationsgeschichte stärker für die kulturellen Institutionen in unserem Land zu gewinnen?

Wir müssen im Theater unserer multikulturellen Realität ein Gesicht geben. Das heißt, interkulturelle Themen sollten hier stattfinden. Mehrsprachigkeit spielt eine Rolle. Aufführungen in türkischer oder russischer Sprache wären realisierbar. Autoren und Künstler mit Migrationshintergrund gibt es genug. Warum sieht man so wenige? Sie werden festgelegt auf Migrantenrollen, davon gibt es nicht viele. Sie bekommen gar keine Chance, um sich zu weiterzuentwickeln wie andere Künstler. Entweder sie sind Ausnahmetalente wie Fatih Akin oder man sieht sie nur einmal und nie wieder.

Was finden Sie typisch deutsch?

Wenn ich aus Istanbul komme, fällt mir immer auf, wie aufgeräumt und wohl sortiert hier alles ist. Außerdem finde ich, dass die Deutschen unaufdringlich und höflich sind, sich dabei aber trotzdem ernsthaft für die Welt und die Menschen interessieren.





„Wir müssen Grenzen einreißen.“

Bojan Vuletic

... kam 1972 im Alter von einem Jahr mit seinen Eltern aus Belgrad nach Deutschland. Sein Vater hatte als Ingenieur und seine Mutter als Juristin gearbeitet und sie hofften, in Deutschland mehr Freiraum und Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung zu finden. Als Musiker, Komponist und Musikproduzent arbeitet Bojan weltweit und spricht neben seinen zwei Muttersprachen noch vier Sprachen. Bojan wohnt in Düsseldorf zusammen mit seiner deutsch-italienischen Lebensgefährtin und seinen zwei Kindern.



„Ich finde es wichtig,
Grenzen aufzuheben,
Grenzen zwischen
den Genres und Stilen
ebenso wie Grenzen
zwischen den
Kunstdisziplinen
und Kulturen.“

**Sie sind heute ein international
angesehener Künstler. Welcher
Weg hat Sie dorthin geführt?**

Nach meiner Schulzeit konnte ich mich nur schwer entscheiden, was ich studieren wollte. Ich schwankte zwischen Mathematik, Physik und Philosophie und entschied mich schließlich für Physik mit einer Diplomarbeit im Bereich extragalaktische Astrophysik in München. Nach einem Jahr an der Sternwarte stellte ich mir die Frage, ob es für mich in meinem Leben nicht noch einen anderen Weg geben könnte. Ich habe schon als Kind Geige und Gitarre gespielt und Musik bedeutete mir damals sehr viel. So entschloss ich mich noch für ein Studium in Jazz-Gitarre in den Niederlanden. Da ich während dieses Studiums relativ viel komponiert habe, wurde mir danach ein Aufbaustudium im Fach Komposition an der Messiaen-Akademie ermöglicht, das für mich einfach perfekt war. Bereits während des Studiums wird man Teil eines losen, sich immer wandelnden Netzwerks von Musikern und Künstlern, mit denen man gemeinsam versucht, etwas Neues zu schaffen. Und dieses entwickelt sich immer weiter.

**Sie sind in den 70er Jahren
nach Deutschland gekommen.
Wie sind Sie und Ihre Familie
hier aufgenommen worden?**

Wir wohnten zunächst in Lübeck, doch fühlte sich meine Familie dort nicht wohl. Als sich die Möglichkeit für meinen Vater bot, in Düsseldorf eine neue Stellung anzunehmen, wechselten wir den Wohnort. Aus meiner Sicht war es eine glückliche Entscheidung, mein Bruder und ich durchliefen hier unsere Schullaufbahn und meine Eltern konnten sich beide in ihren Berufen entfalten.

Mit welcher Musik beschäftigen Sie sich?

Mich interessiert immer das Neue, das Ungewöhnliche. Ich halte nichts von Genrebezeichnungen, für mich gibt es einfach nur gute oder schlechte Musik. Ich spiele sehr gerne und möglichst viel Gitarre, doch in den letzten Jahren hat sich die Gewichtung zum Komponieren und Produzieren hin verschoben. Mich reizt vor allem auch die Zusammenarbeit mit Künstlern anderer Disziplinen: bildende Kunst, Film, Theater, Tanztheater oder aber Musiker, die einen sehr eigenwilligen Weg gehen.

Wo ist Ihre Heimat?

Heimat ist für mich keine wichtige Kategorie. Ich hatte eigentlich nie Heimweh, eher Fernweh, doch im Laufe der letzten zehn, fünfzehn Jahre und vor allem mit dem Heranwachsen unseres ersten Kindes beginne ich langsam sowohl in Deutschland als auch im ehemaligen Jugoslawien kulturelle Heimaten zu entdecken. Das Fernweh befriedige ich dadurch, dass ich mehrmals im Jahr für Projekte ins Ausland reise. Die Menschen und Welten, die ich dort kennenlernen, geben mir immer wieder Kraft und Ideen für die weitere Arbeit.

Haben Sie irgendeine emotionale Beziehung zu Jugoslawien?

Eine Bindung war schon immer da, allein schon wegen der Bedeutung, die Jugoslawien als Heimat für meine Eltern hat. Wie stark aber diese Bindung tatsächlich ist, wurde mir erst allmählich bewusst.

Bestimmte Poesie, Musik und Literatur von dort vermag mich zutiefst zu berühren. Mit meinen Kindern habe ich noch im Bauch ihrer Mutter jugoslawisch gesprochen. Allerdings ist das keine bewusste Entscheidung, es ist einfach für mich die direkteste Sprache mit ihnen.

Was braucht die Kulturszene aus Ihrer Sicht, um sich weiterzuentwickeln?

Ich finde es wichtig, Grenzen aufzuheben, Grenzen zwischen den Genres und Stilen ebenso wie Grenzen zwischen den Kunstdisziplinen und Kulturen. Aus der Begegnung und natürlich auch aus der Reibung kann viel Energie für Neues entstehen. Künstler und Kulturinstitutionen sollten sich nach meinen Erfahrungen hierfür öffnen. Und sie sollten möglichst vielen Menschen einen Zugang zur Kunst ermöglichen. Dazu muss der Künstler sich aber auch mit der Gesellschaft, in der er lebt, auseinandersetzen, nicht zuletzt sozial und politisch. Wir brauchen einen vorurteilsfreien sparten- und stilübergreifenden Dialog.

Das Polyphonie-Projekt*, das Sie musikalisch leiten, unternimmt den Versuch, Grenzen aufzuheben.

Wie läuft das praktisch ab?

Das Projekt ist einfach großartig. Die Laien-Sänger engagieren sich aus vollem Herzen und wachsen über sich selbst hinaus. Die teilnehmenden Musiker, unter anderem von den Duisburger Philharmonikern, sind begeistert und lassen sich davon anstecken. Zwischen

den Sängern aus verschiedenen Nationen, Kulturen und auch schon beinahe Generationen entstehen über die Musik ganz enge vertrauensvolle Verbindungen. Es ist letztlich der Beweis, dass Kultur tatsächlich eine enorme, überrationale Integrationskraft besitzt.

Wie haben Sie die Menschen für das Projekt gewonnen? Was können andere Kulturprojekte daraus lernen?

Die Erfahrung hat uns gezeigt, dass man gerade die Menschen mit Migrationshintergrund direkt ansprechen und auf sie zugehen muss. Es hat wenig Aussicht auf Erfolg, wenn man die Menschen ausschließlich über Anzeigen und Ausschreibungen in Internet oder anderen Medien anspricht. Man muss ihr Vertrauen gewinnen und das funktioniert nur über einen Besuch in den Kulturvereinen, Chören, Gemeinden und ähnlichen Orten, in denen sich die Menschen aufhalten, um ihre Kultur zu leben.

Was finden Sie typisch deutsch?

Vielleicht ist es nicht nur typisch deutsch, sondern typisch westlich: Kaum einer macht gerne seinen Job. Angeblich sind 85 Prozent der Menschen unzufrieden mit ihrer Arbeit. Und was mit einer solchen Einstellung verbunden ist, sind inhaltsleere, leb- und herzlose Ergebnisse – unabhängig vom Beruf. Sehr gut sind nach wie vor – wie ich finde – die Bildungsmöglichkeiten in Deutschland. Es wird gelehrt, selbständig zu denken, das ist das Wichtigste.

* Hierzu gibt es eine Erklärung außerhalb des Interviews.



„Das Potenzial der
Nicht-Übereinstimmung“

Danica Dakic

... wuchs in Jugoslawien auf, sie studierte Kunst in Sarajevo, Belgrad und Düsseldorf. Hier war sie zuletzt (1988–1990) Meisterschülerin des weltbekannten Videokünstlers Nam June Paik. Die Zeit des Jugoslawienkrieges verbrachte sie in Deutschland und kehrte 1997 erstmals wieder nach Sarajevo zurück. Dakic ist international bekannt und hat unter anderem auf der documenta ausgestellt. Eine Einzelausstellung in der Düsseldorfer Kunsthalle endete Mitte November 2009. Danica Dakic lebt und arbeitet in Düsseldorf und Sarajevo.

Welche Gründe waren es, die Sie nach Deutschland verschlugen?

Künstlerische. Nach meinem Studium in Sarajevo und Belgrad stellte sich für mich die Frage, wie es weitergehen sollte. Das hatte eigentlich nichts mit der politischen Situation zu tun, denn ich bin einige Jahre vor dem Jugoslawienkrieg nach Deutschland gekommen.

Haben Sie den frei gewählten Aufenthalt hier während des Studiums anders empfunden als den eher zwangsweisen während des Jugoslawienkrieges?

Ich bin freiwillig nach Deutschland gekommen und habe mein Leben in Deutschland während der Kriegszeit nicht als zwangsweise empfunden. Der Jugoslawienkrieg hat mein Leben und meine Kunst aber sehr stark geprägt.

Wie haben sich das Studium hier und das in Jugoslawien unterschieden?

Sehr stark. Nach meinem Studium in Sarajevo und Belgrad habe ich zwei Jahre in der Paik-Klasse in Düsseldorf studiert. Da ich von der Malerei kam, war dies die erste Berührung mit anderen Medien.

Wie wurden Sie in Deutschland aufgenommen und behandelt, als Sie kamen?

Sehr freundlich.

Wie und wann haben Sie Deutsch gelernt?

Als ich nach Deutschland kam, konnte ich kein Deutsch. Parallel zu meinem Studium an der Kunstakademie habe ich an der Uni Düsseldorf im Rahmen des Programms „Deutsch als Fremdsprache“, einem Programm für ausländische Studierende, Deutsch gelernt.

Sie verstehen Sprache als Faktor der Identitätsbildung. Was bedeutet das für Sie bezogen auf die Sprachen Deutsch und Serbokroatisch bzw. Bosnisch?

Zu lernen, mit dem Unterschied zu leben, ja aus ihm heraus zu sprechen. Das ist das Potenzial der Nicht-Übereinstimmung.

Was verstehen Sie für sich selbst unter Heimat?

Der Begriff von Heimat hat sich für mich vollkommen verändert. Ich bin sowohl in Sarajevo als auch in Düsseldorf ein bisschen zu Hause, aber auch ein bisschen fremd. Die Distanz zu beiden Orten ermöglicht eine kritische Beobachterposition, die für einen Künstler ja sehr fruchtbar sein kann.

Sie sind erfolgreich in der Kulturszene unterwegs. Welche Rezepte können Sie jungen Kollegen geben, die noch nicht so weit sind?

Ich glaube, man kann keine Rezepte geben, da jeder Künstlerweg anders ist. Alles ist möglich, wenn man daran glaubt und arbeitet.

Und jetzt umgekehrt, Sie kennen auch die kulturellen Einrichtungen. Ist Ihnen etwas aufgefallen, womit diese ihre Interkulturalität verbessern könnten? Gibt es vielleicht etwas, was schon richtig gut läuft?

Wir leben heute in einer immer komplexer werdenden Gesellschaft. Die interkulturellen Förderprogramme, deren Form und Umfang sind meiner Meinung nach diesen Bedürfnissen keineswegs gewachsen. Ich wünsche mir viel mehr Kommunikation und Zusammenarbeit zwischen Kulturschaffenden und den kulturellen Institutionen.





„Das Beste aus zwei Welten“

Christos Giaxidis

... stammt aus Alexandroupolis, einer mittelgroßen Stadt im Norden Griechenlands. 1978 kam er nach Deutschland, um zu studieren, und machte in Dortmund sein Diplom in Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Christos arbeitet als Senior Controller beim Vodafone-Konzern in Düsseldorf. Er wohnt nach wie vor in Dortmund, ist verheiratet mit einer deutschen Frau und hat zwei Töchter im Alter von 15 und 22 Jahren.



„Deutschland hat sich
aufgrund von vielen
Einwanderern zum
Besseren verändert.“

**Warum haben Sie sich damals
für Deutschland als Studien-
land entschieden?**

In Frage kamen Frankreich, England und Deutschland. Für Deutschland sprach damals am meisten, dass es hier keine Studiengebühren gab und darüber hinaus eine etablierte griechische Community. Hier sah ich die Chance, am einfachsten neben dem Studium arbeiten zu können.

**Wie haben Sie sich die deut-
sche Sprache angeeignet?**

Da ich kein Geld für einen Deutschkurs hatte, habe ich mir alles mit einem Lehrbuch selbst beigebracht. Ich wohnte im Studentenwohnheim in Bochum mit deutschen und vielen ausländischen Studenten. Deutsch war unsere gemeinsame Sprache. Nach Erteilung eines Studienplatzes habe ich dann ein Jahr das Studienkolleg in Münster besucht, wo ich die Gelegenheit hatte, meine Sprachkenntnisse zu vertiefen. Aber auch die Tatsache, dass ich meine Frau schon in meinem ersten Jahr in Deutschland kennengelernt habe, hat mir bei meiner sprachlichen Entwicklung natürlich geholfen. Sie studierte zu dem Zeitpunkt griechische Philologie und wir haben sprachlich gegenseitig viel voneinander gelernt. Heute gibt es an den Universitäten Tandemprojekte. Unsere Tochter hat eine Patenschaft für ausländische Studenten übernommen und eine Tandempartnerschaft. Sie lernt durch ihren französischen Tandempartner Französisch und er von ihr Deutsch. Eine tolle Sache.

Wie verlief Ihre Ankunft in Deutschland?

Meine erste Anreise nach Deutschland verlief nicht besonders glücklich. Im Hellas-Express auf dem Weg von Griechenland nach Deutschland hatte man mir mein Geld gestohlen und da stand ich nun ohne Geld und ohne auch nur ein Wort Deutsch zu können. Aber ich traf in Bochum sofort auf griechische Mitstudenten, die mich unter ihre Fittiche nahmen und mich zunächst unterstützten, indem sie mir ein Zimmer im Studentenwohnheim besorgten und die bürokratischen Formalitäten für mich erledigten. Ich lernte sehr schnell viele Griechen kennen, mit denen ich teilweise bis heute befreundet bin.

Wie deutsch sind Sie in den 31 Jahren in Deutschland geworden. Sie haben hier viel mehr Lebenszeit zugebracht als in Griechenland?

Ich glaube, ich trage beide Kulturen in mir. Ich nutze die guten Eigenschaften, die mit beiden Kulturen verbunden sind. Griechische Gelassenheit und Risikobereitschaft mische ich zum Beispiel mit deutscher Genauigkeit und Pünktlichkeit. Die Bündelung dieser Eigenschaften kommt mir in vielen Situationen, auch in beruflichen, zugute.

Zu welcher Mannschaft halten Sie, wenn Deutschland gegen Griechenland Fußball spielt?

Schon zu Griechenland. Aber dafür bin ich für Deutschland, wenn die deutsche Mannschaft gegen andere Länder spielt. Außerdem bin ich großer Borussia-Dortmund-Fan.

Also empfinden Sie Griechenland als Ihre Heimat?

Auf jeden Fall. Weil ich dort meine Kindheit und Jugend verbracht habe. Dort sind meine Wurzeln. Ich verfolge auch weiterhin, was in Griechenland passiert. Mein Bruder lebt noch dort und viele Freunde. Ich bin meistens zwei Mal im Jahr zum Urlaub in Griechenland. Aber auch Deutschland fühle ich mich sehr verbunden. Unser Traum ist es, wenn wir in Rente sind, zur Hälfte in Griechenland und zur Hälfte in Deutschland zu leben. Mal sehen, ob wir das realisieren können.

Sie haben sich unter anderem für Deutschland als Studienland entschieden, weil Sie hier viele Landsleute erwartet haben. Spielt das nach 31 Jahren immer noch eine Rolle?

Ich schätze es schon, dass ich hier in Dortmund genauso wie in Düsseldorf eine große griechische Community gefunden habe. Sogar bei Vodafone in Düsseldorf gibt es rund 30 Kolleginnen und Kollegen mit griechischen Wurzeln. Als ich vor acht Jahren bei Vodafone anfang, habe ich sie anhand ihrer Namensendungen -idis und -opoulos aus dem Namensverzeichnis herausgefiltert. Dann habe ich sie zu einem Treffen eingeladen. Sie kannten sich teilweise gar nicht. Jetzt sind wir eine gut eingeschworene Gemeinschaft. Ich organisiere immer zu Weihnachten ein großes Fest und wir spenden die Erlöse aus einer Tombola für einen guten Zweck.

Wie stehen Sie zur deutschen Kultur?

Meine Frau und ich sind sehr kulturinteressiert. Das betrifft ganz allgemein das Kulturgesehen,

besonders in Europa, aber natürlich auch die deutsche Kultur. Wir gehen oft in Konzerte, ins Kabarett, ins Theater oder in Kunstaussstellungen und verfolgen die Entwicklung in der Literatur. Mir persönlich wichtig ist auch das politische Geschehen. Ohne Zeitungen oder Nachrichten wäre ich nur ein halber Mensch. Unsere Töchter haben wir anscheinend mitgeprägt, so dass sich beide kulturell orientieren. Unsere ältere Tochter studiert in Dortmund Kunst, Mathematik und Deutsch und unsere jüngere Tochter hat sich der Musik verschrieben. Sie spielt Geige und Klavier und singt im Dortmunder Opernkinderchor. Ihr Traum ist, einmal Dirigentin zu werden.

Was finden Sie typisch deutsch?

Ich glaube, es ist das Systematische, was die Deutschen auszeichnet. Den Griechen ist das eher fremd. Aber es ist gut, dass viele Griechen das hier lernen und dann nach Griechenland zurückgehen und es mitbringen. Griechenland hat sich mit den Zurückkehrern schon deutlich positiv entwickelt. Ich glaube umgekehrt gilt das auch, Deutschland hat sich aufgrund von vielen Einwanderern zum Besseren verändert. Allein dass in Dortmund nicht mehr um zehn Uhr abends „die Bordsteine hochgeklappt“ werden. Durch Einflüsse aus dem Mittelmeerraum ist in Deutschland viel mehr Lebendigkeit und Offenheit, mehr Leben im öffentlichen Raum entstanden. Es ist aus meiner Sicht ein Vorteil, wenn das Beste aus verschiedenen Welten zusammenkommt. Das bringt uns letztlich weiter.



„Wir sind Mittler zwischen
den Kulturen.“

Emanuela Danielewicz

... ist im Alter von zehn Jahren mit ihrer Familie aus Posen in Polen nach Berlin gekommen. Sie zog später nach Essen, um an der Folkwangschule Fotografie zu studieren. Heute lebt sie in Bochum und arbeitet als Fotografin. Sie hat den Künstlerverein „Kosmopolen“ gegründet, der sich zum Ziel setzt, Erfahrungen mit Migration und Multikulturalität künstlerisch zu verarbeiten.

Aus welchem Grund entschieden Ihre Eltern im Jahr 1981, von Polen nach Deutschland auszuwandern?

Die politische Lage in Polen war in dieser Zeit sehr aufgeheizt. Die Streiks und Auseinandersetzungen rund um Solidarnosc hatten in den späten 70er Jahren ihren Höhepunkt. Ende 1981 wurde schließlich das Kriegsrecht ausgerufen. Mein Vater war sogar unter Spionageverdacht geraten, da er für eine westdeutsche Firma arbeitete und zwischendurch ins Ausland reiste. Meine Eltern verließen schließlich Polen, vor allem weil sie uns Kindern eine friedliche und freie Zukunft ermöglichen wollten.

Wie war das Ankommen in Deutschland für Sie und Ihre Familie?

Es gab sehr unterschiedliche Eindrücke. Zunächst einmal waren alle sehr freundlich. Das verwirrte mich, weil wir in Polen häufig Kriegsfilme gesehen haben, in denen die Deutschen die Bösen waren. Dann hatte ich Schockerlebnisse im Supermarkt, es war alles so schreiend bunt und vollgestopft. Die Feinkostabteilung im KaDeWe war eine der ersten Anlaufstellen für Polen in Berlin, hier überforderten mich vor allem die vielen unterschiedlichen Gerüche.

Was haben Sie mitgenommen aus Ihrer Zeit in Polen?

Zwei wesentliche Überzeugungen: das Vertrauen in Bildung, denn die Polen waren der Auffassung, wenn es schon wenig Freiheiten, kaum materielle Güter gab, so war doch Bildung verfügbar. Also bildeten sich viele, auch außerhalb der Schule, in Fremdsprachen wie

Deutsch, Englisch, Französisch. Daneben ist mir Misstrauen in alle Institutionen geblieben, vor allem in die offiziellen Repräsentanten, die auch noch Uniform tragen. Vielleicht bin ich auch aus diesem Grund äußerst skeptisch gegenüber Vereinen und anderen formalisierten Zusammenschlüssen gewesen.

Trotzdem haben Sie die Kosmopolen gegründet. Was will dieser Künstlerverein?

Wir organisieren von Bochum aus interkulturelle Aktionen mit Happening-Charakter – an einem Tag und gleichem Ort – mit Konzerten, bilingualen Lesungen, Ausstellungen oder auch Multimedia- und Filmvorführungen. Ein Schwerpunkt dabei ist es, polnische Kunst und Kultur einzubeziehen.

Wir wollen aus der Multikulturalität schöpfen. Wir beschäftigen uns mit Fragen wie: Woher kommen wir? Wie können wir aufgrund unserer Multikulturalität als Mittler wirken? Wie ermöglichen wir das Ankommen im Hier und Jetzt?

Wir verstehen unseren Namen auch als Absage an das enge, altmodische Polen, das ich noch aus meiner Kindheit kenne. Vor längerer Zeit war die Bezeichnung „Kosmopolit“ ein Schimpfwort für angebliche „antipolnische“ Tendenzen. Ein Kosmopole zu sein, bedeutet für uns, sich für seine eigenen Wurzeln zu interessieren, sich sogar der Faszination der eigenen Heimat hinzugeben. Dabei verstehen wir uns explizit nicht als nationalistisch, sondern als offen für Fremdes, für andere kulturelle Einflüsse.

Wo ist Ihre Heimat?

Das ist schwer zu sagen. Heimat ist dort, wo mein Alltag stattfindet. In Bochum. Ich mag die Menschen, die hier leben. Sie sind entspannt. Heimat heißt aber auch, in sich selbst anzukommen, unabhängig von der äußeren Umgebung.

Welchen Tipp geben Sie als erfolgreiche Fotografin jungen Kolleginnen und Kollegen?

Keine Angst vor Fehlern haben und sich immer vom Gefühl leiten lassen.

Was ist Ihrer Meinung nach typisch deutsch?

Mit fällt auf, dass viele Deutsche dazu neigen, nicht ihrem ersten Impuls zu folgen und sich einfach auf etwas einzulassen. Viele Dinge werden einer rationalen Überprüfung unterworfen. Das ist eine Stärke, aber auch eine Schwäche. Typisch deutsch ist außerdem, nicht scheitern zu können. Als gut gilt den Deutschen nur das, was als Erfolg dargestellt werden kann.



„Heimat ist Sprache,
Emotion und Gesellschaft.“

Tayfun Belgin

... kam im Alter von fünf Jahren mit seinen Eltern von der Türkei nach Wuppertal, verbrachte aber die Zeit zwischen 11. und 15. Lebensjahr in einem deutsch-türkischen Internat in Istanbul. Er studierte Kunstgeschichte, Geschichte und Philosophie in Bochum. Bevor er 2007 die Leitung des Karl Ernst Osthaus-Museums in Hagen übernahm, war er Direktor der Kunsthalle in Krems / Österreich. Tayfun Belgin lebt mit seiner Frau Andrea Fink-Belgin, einer Kunsthistorikerin, und seiner vierjährigen Tochter Asya Sophia Belgin auf einem Bauernhof in Hagen-Werdringen.

Welche Gründe waren es, die Ihre Eltern damals nach Deutschland verschlugen?

Es waren wirtschaftliche Gründe: 1960 fand der erste Militärputsch in der Türkei statt. Mein Vater war damals im Baugeschäft als Kleinunternehmer tätig. Da die Geschäfte auch ein Jahr nach dem Putsch schlecht blieben, folgte er dem Ruf eines Freundes aus Wuppertal und übersiedelte mit meiner Mutter und mir aus Ankara nach Wuppertal.

Welche starken Eindrücke und Erinnerungen haben Sie an die erste Zeit in Deutschland?

Wir kamen am zweiten Weihnachtstag 1961 in Wuppertal an. Zu unserem Erstaunen war kein Geschäft geöffnet – ganz im Gegensatz zu türkischen Verhältnissen während der islamischen Feiertage. Es war bitterkalt und wir sahen kaum einen Menschen auf den Straßen. Wir fühlten uns einsam.

Wie wurden Sie und Ihre Familie in Deutschland aufgenommen und behandelt?

Im Prinzip war man freundlich zu meinen Eltern und mir. Allerdings zeigte der Arbeitsalltag selbstverständlich seine Wirkungen. Meine Mutter hatte in Ankara nicht gear-

beitet, in Deutschland war sie den ganzen Tag in einer Textilmaschinenfabrik beschäftigt. Ich musste in den ganztägigen Kindergarten.

Wie und wann haben Sie Deutsch gelernt?

Ich habe im Kindergarten Deutsch gelernt bzw. gehört. Anfangs zeigten mir die Kinder Dinge wie Tisch und Stuhl und ich musste diese neuen Wörter auswendig lernen. Diese Methode zeigte ihren Erfolg schon bald. Nach sechs Monaten konnte ich den damals berühmten Schlager von Freddy Quinn „Junge, komm bald wieder“ nachsingen. Ich habe dann sehr gern Deutsch gesprochen, verlor daher im Laufe der Zeit mein Türkisch.

Wie war es, nach sechs Jahren in Deutschland wieder in die Türkei zurückzukehren?

Um der Wahrheit die Ehre zu geben: grausam! Den ersten Abend, nach einem anstrengenden Schultag, verbrachte ich mit 200 Schülern im großen Schlafsaal des Internats. Diese Schule war zwar eine Eliteschule, „Istanbul Erkek Lisesi“, doch die Verhältnisse gleichen eher englischen Internaten. Eine sanfte Zeit war das wahrlich nicht. Es gab kuriose Anordnungen

wie: Ihr dürft in der Mittelschule kein Fußball spielen, da ihr wachsen sollt; Basketball oder Volleyball war gewünscht. Dieser „Befehl“ entsprang selbstverständlich einer kruden Ideologie, keine kleinwüchsigen Schüler heranzuzüchten. Wir spielten jeden Tag Fußball und wurden auch jeden Tag dafür bestraft, meist mit Schlägen!

Als Kunsthistoriker, Philosoph und Museumsleiter sind Sie ein Mann der Sprache. Welche Sprache ist Ihnen nützlicher, um Ihre Gedanken zu fassen? Deutsch oder Türkisch? Gibt es vielleicht sogar unterschiedliche Einsatzgebiete?

Eindeutig die deutsche Sprache. Sie ist für mich sehr viel reichhaltiger als die Türkische. Philosophie in Deutsch zu lesen ist wahrlich ein Genuss! Außerdem existieren im Türkischen in Philosophie und Kunstgeschichte bestimmte Begriffe nicht. Als ich 1992 einem türkischen Mäzen, Kunstliebhaber und Museumsgründer, Nejat Ferit Eczacıbaşı, gegenüber den Begriff „Konzept“ erwähnte, wussten er und sein Umkreis nichts damit anzufangen. Heute spricht die türkische Kunstszene von nichts anderem als Konzepten ...

Ich benötige etwa eine Woche, um in meine erste Sprache, die ich mit einem gewissen Akzent spreche – man sagt mir nach, meine Ausdrucksweise höre sich nach einem armenisch geprägten Türkisch an –, einzusteigen. Mein Deutsch ist das eines Native Speakers. Deutsch habe ich, wie die deutschen Kinder, im Kindergarten ohne formalen Unterricht erlernt. In dieser Sprache bin ich intellektuell und emotional zu Hause.

Was verstehen Sie für sich selbst unter Heimat?

Ich bin mir sehr bewusst, dass ich zwei Heimatländer habe. Die türkische Heimat existiert für mich als ein vergangene. Ich bin aufgrund der Tatsache, dass ich für RUHR.2010 nächstes Jahr eine Ausstellung mit türkischen Künstlern realisieren werde, in diesem Jahr oft in der Türkei gewesen. Wenn ich meine Mutter besuche, dann fühle ich mich eher als Tourist, denn als jemand, der zurückkehrt bzw. zurückkehren möchte. Mir ist vieles vertraut, doch ebenso vieles kann ich nicht nachvollziehen. Hierbei handelt es sich um gewisse Sitten, der autoritären Struktur des Staates oder auch um den bisweilen sehr laxen Umgang mit den Menschenrechten. Aus alledem folgt, dass ich Deutschland als mein erstes Heimatland betrachte, obwohl ich hier nicht geboren wurde. Wenn ich Heimat sage, dann setze ich voraus, dass substantielle Dinge zusammenkommen, dass für mich eine Einheit zwischen Sprache, Emotion und gesellschaftlichem Umgang existiert. Ich spreche dann von Heimat, wenn ich mich in einer deutschen Umgebung so wohl fühle, dass ich glücklich sein kann.

Das persönliche Glück erreicht man in aller Regel nur in seinem gewohnten sprachlichen Umfeld. Ich habe mit meiner Familie vier Jahre in Österreich gelebt, in einer traumhaften Gegend, der Wachau. Irgendwann bemerkten meine Frau und ich, dass uns unsere gewohnte Sprache fehlte ...

Sie haben eine sehr erfolgreiche Laufbahn in der Museumsszene hinter sich und wahrscheinlich auch vor sich. Welche Rezepte können Sie jungen Kollegen geben, die noch nicht so weit sind?

Wie in jedem Beruf: Man muss das, was man tut, ernst nehmen. Die Begeisterung für Kunst ist eine gute Voraussetzung. Nicht zu vergessen ist, dass das Studium der Kunstgeschichte in Deutschland zu etwa drei Viertel aus christlicher Kunstgeschichte besteht. Für mich war dies kein Problem, denn ich hatte in der Volksschule in Wuppertal am evangelischen Unterricht teilgenommen und kannte wesentliche Szenen aus dem Alten und Neuen Testament. Ich kannte zuerst Jesus, später habe ich das Leben des Propheten Mohammed im türkischen Religionsunterricht in Istanbul kennengelernt.

Ein zweiter wesentlicher Punkt ist die Vernetzung. Das nimmt einem keiner ab, man muss unternehmerisch denken und die Dinge selbst in die Hand nehmen.

Ein Dritter: Flexibel sein. Wenn etwas nicht sofort passiert, irgendwann kommt man doch dort an, wohin man möchte. Mich hat es auch ins Ausland gezogen, wo ich sehr schöne Erlebnisse hatte und viel gelernt habe.

Und als Letztes: Lifelong learning. Kunsthistoriker haben keinen Feierabend. Man lernt jeden Tag, es gibt immer wieder neue bzw. ungesehene Positionen in der Kunst. Jeder Tag ist ein guter Tag. Jeder Tag ist ein Erlebnis.

Und jetzt umgekehrt, Sie kennen sicherlich auch andere Museen. Ist Ihnen etwas aufgefallen, wie sie erfolgreicher sein können?

Um erfolgreicher sein zu können, ist es notwendig, einige verkrustete Strukturen im Öffentlichen Dienst zu verändern. Auch unser Museum ist ein städtisches und Träger ist die öffentliche Hand. Die Österreicher haben es richtig gemacht, indem sie die Museen aus der öffentlichen Hand ausgegliedert haben, ihnen eine Basisabteilung gaben und sie in die Selbstständigkeit überführten. Das ist zukünftig der einzige Weg für mich, effektiv zu arbeiten und Bürokratie abzuschaffen.

Was könnten Museen in Bezug auf kulturelle Interkulturarbeit verbessern? Gibt es im Museumsbereich Vorbilder oder interessante Beispiele?

Interkulturelle Verständigung sollte für die Zukunft – und die hat jetzt begonnen – eine Selbstverständlichkeit sein. Wir müssen uns um die jungen Leute, von denen wir statistisch wissen, dass jeder zweite von ihnen eine internationale Biografie hat, bemühen. Wir haben im Osthaus-Museum ein „Junges Museum“ gegründet, um auch hier interkulturelle Projekte zu realisieren. Das Zusammenleben mit Menschen aus verschiedenen Nationen kann uns sehr reich machen – wenn wir dies zulassen.

Im Augenblick – und auch das ist ein deutsches Phänomen – wird zu viel diskutiert und wenig gehandelt. Wir haben seit zwei Monaten, nach einer Renovierungspause von drei Jahren, unser Museum geöffnet und dort vor Kurzem einen Internationalen Frauenverein gegründet, dessen Mitglieder aus Migrantinnen bestehen. Hagen hat ja bekanntlich die höchste Migrantenquote in NRW. Wir zeigen zurzeit die Dokumentation eines Projektes mit zwei Künstlerinnen, die sich intensiv mit Migrantinnen aus Hagen beschäftigt haben. Dies ist erst ein kleiner Beitrag. Nächstes Jahr realisieren wir die Ausstellung „Istanbul. Sammlung Huma Kabakci“ mit ca. 130 Werken von 55 Künstlerinnen und Künstlern. 60 Jahre türkische Kunst von 1950 bis 2010 – das wird sicherlich ein Erlebnis und ein guter Beitrag zur Verständigung. Diese darf selbstverständlich nicht bei der türkischen Kunst enden. Unser Ziel ist es, umfassend zu arbeiten und die Communitys bei uns willkommen zu heißen. Nicht nur der Besuch ist uns wichtig, sondern auch die aktive Teilhabe an der abendländischen Kultur.

Was finden Sie typisch deutsch?

Und was ist typisch türkisch? Sehr deutsch ist der Ordnungswille. Typisch türkisch ist es, diese Ordnung durch asiatische Cleverness zu umgehen.



„Meine Welt ist hier.“

Sultan Lunkenheimer

... ist als jüngstes von acht Kindern in Deutschland geboren. Ihre Eltern stammen aus Antakya, einem geschichtsträchtigen Ort im Osten der Türkei an der syrischen Grenze. Hier waren die Familien ihrer Eltern eingewandert. „Sie kamen aus Syrien, dem Jemen oder vielleicht auch den Irak.“

Sultan arbeitet als Sozialpädagogin. Sie betreut Familien in schwierigen Situationen, darunter sind türkische und arabische Familien genauso wie deutsche oder afrikanische. Sultan spricht neben Arabisch, Türkisch und Deutsch auch Französisch und Englisch.

Sultan wohnt und arbeitet in Bochum. Sie ist verheiratet mit einem deutschen Mann und hat zwei Kinder.

Wie verlief Ihr schulischer Werdegang bis zum Studium?

Ich war von Anfang an eine ziemlich gute Schülerin und hatte in der vierten Klasse eine Gymnasialempfehlung, obwohl meine Mutter mir nicht viel helfen konnte, weil sie selbst Analphabetin war. Meine Eltern schickten mich dann doch auf die Hauptschule, vor allem deshalb, weil ich mit Achmed, dem Sohn meines Bruders, in die gleiche Klasse gehen konnte. Trotzdem bin ich in der siebten Klasse selbständig auf die Realschule gewechselt und habe meine Eltern vor vollendeten Tatsachen gestellt.

Wie haben Ihre Eltern reagiert?

Sie haben ein wenig geschimpft, aber mich letztlich doch machen lassen. Genauso war es, als ich später dann studieren wollte. Die Elternsprechtage in der Schule hat immer mein Bruder besucht, weil er besser Deutsch konnte als meine Eltern.

Sie sprechen exzellentes Deutsch, besser als viele Muttersprachler. Wann und wie haben Sie das gelernt?

Ich verbinde das mit einem Ereignis, das sich ganz tief in mein Gedächtnis gegraben hat. Ich war vier Jahre alt und es war mein erster Kindergarten tag. Bis dahin hatte ich zuhause Arabisch gesprochen und konnte kein Wort Deutsch. Die Kindergärtnerin redete auf Deutsch auf mich ein, meine Mutter stand daneben. Ich verstand kein einziges Wort und schrie wie am Spieß. Die Kindergärtnerin warf mich nach hinten über die Schulter und trug mich strampelnd und heulend in meine Spielgruppe. Ab dem Moment lernte ich Deutsch. Es fiel mir leicht. Als ich in die Schule kam, konnte ich's.

Sie sind in Rietberg/Neuenkirchen, einer kleinen Stadt in Ostwestfalen, aufgewachsen. Wie funktionierte das Zusammenleben mit den Nachbarn?

In unserer Straße waren wir die einzige ausländische Familie. Die Leute im Ort behandelten uns normal, aber nicht besonders herzlich. Meine Eltern haben sehr viel Wert darauf gelegt, dass wir Kinder ruhig waren und möglichst wenig auffielen, um keinen Ärger zu provozieren. Ich hatte nicht den Eindruck, dass die Nachbarn feindselig waren. Meine eine Schwester ist allerdings zurück in die Türkei gegangen, unter anderem weil sie sich wegen Übergriffen von Nazis in Deutschland nicht mehr wohlfühlt hat.

Sind Sie religiös?

Nicht im klassischen Sinne. Ich hab natürlich als Kind von meiner Mutter die wichtigsten Gebete gelernt. Aber Religion war nie ein wichtiges Thema für mich. So bin ich vom Islam zum evangelischen Glauben konvertiert, als ich Sozialpädagogin wurde. Mir war plötzlich klar geworden, dass die Kirchen im sozialen Bereich so ziemlich die größten Arbeitgeber sind. Und sie verlangen nun mal eine christliche Grundorientierung.

Sie haben Ihrem Vater – aus seiner Sicht – so einiges zugezogen. Wie ist Ihr Verhältnis zu ihm?

Es gab sehr lange Zeit Funkstille. Meine Eltern hatten mich, wie üblich, in der Türkei mit einem Cousin verheiratet. Ich verstand mich gut mit ihm und besuchte ihn in den Ferien. Dann verliebte ich mich in Deutschland in meinen jetzigen Mann und ließ mich scheiden. Das konnte mein Vater mir

nicht verzeihen. Zumal ich hier in Bochum auch noch in „wilder Ehe“ lebte. Wir haben acht Jahre kein einziges Wort miteinander gesprochen. In der Zwischenzeit haben wir uns auch wegen meiner Kinder wieder ein wenig angenähert.

Ist Ihr Vater ein klassischer Patriarch?

Nein, ganz und gar nicht. Mein Vater bezeichnet sich als „Feminist“. Er hebt immer hervor, wie wichtig die Frauen sind. Er ist auch eher weich und gefühlvoll. Er weint, wenn er türkische Volksmusik hört. Meine Mutter war viel strenger.

Wo ist Ihre Heimat?

Bis ins Teenie-Alter habe ich immer gedacht, die Türkei ist meine Heimat, obwohl ich das Land nur aus den Ferienaufenthalten kannte. Heute denke ich, ich habe schon Wurzeln in der Türkei, aber meine Heimat ist hier in Bochum-Langendreer. Hier ist eine bunte, multikulturelle Gesellschaft, meine Kinder sind hier geboren. Es ist schon meine Welt.

Was finden Sie typisch deutsch?

Ich finde die Deutschen sind so unglaublich ordentlich und sorgfältig. Sie wollen immer perfekt sein. Mein Mann schreibt sich dauernd kleine Zettelchen, damit er nichts vergisst. Und Deutsche haben immer so ein Hang zum Praktischen, das sieht man schon an den weit verbreiteten Outdoorsachen, die sie so gern tragen.

„Ich wünsche mir viel mehr
Kommunikation und
Zusammenarbeit zwischen
Kulturschaffenden.“

Danica Dakic

„Wir müssen im Theater
unserer multikulturellen Realität
ein Gesicht geben.“

Günfer Cölgecen

„Ich glaube, ich trage
beide Kulturen in mir.“

Christos Giaxidis

„Heimat ist dort,
wo mein Alltag
stattfindet. In Bochum.“

Emanuela Danielewicz

„Ich bin mir sehr
bewusst, dass ich zwei
Heimatländer habe.“

Tayfun Belgin

„Heimat ist für mich
keine wichtige Kategorie.
Ich hatte eigentlich nie
Heimweh, eher Fernweh ...“

Bojan Vuletic

„Mir ist Sprache sehr
wichtig. In der Sprache drückt
sich immer auch die Mentalität
der Menschen aus.“

Aline Asviyan

„In unserer Straße waren wir
die einzige ausländische Familie.
Die Leute im Ort behandelten
uns normal, aber
nicht besonders herzlich.“

Sultan Lunkenheimer



„Osthaus Museum Hagen“
Foto: Heike Wippermann



Ein Weg voller Hindernisse

Die Studie hat zwei Lebenswelten identifiziert, in denen Menschen mit Migrationshintergrund unter besonders schwierigen Bedingungen existieren. Die Sozialwissenschaft kennt dafür den Ausdruck prekär. Dieses Attribut beschreibt nicht nur „Einzelschicksale“, sondern eine gesellschaftliche Struktur, die Desintegration und einen unzureichenden Zusammenhalt mit der „Mitte der Gesellschaft“ bedeutet. Das heißt zum Beispiel, dass sie große Probleme haben, sich Arbeit, Erziehung und Ausbildung, teilweise auch Wohnung oder Gesundheit zu verschaffen. Beide Milieus gehören zu den sozial schwächeren. Das heißt, es mangelt an Geld, aber auch an Bildung.

Manche Benachteiligung ist durch die Lebensumstände der Migranten entstanden, manche wurde schon aus der Situation im Herkunftsland heraus mitgebracht. Grundsätzlich gleichen die Situation und die Probleme der beiden prekären Milieus den unterschichtigen Milieus in der einheimischen deutschen Gesellschaft. Diese und jene gefallen sich in der „Selbststilisierung als benachteiligt und chancenlos“ (s. auch C. Wippermann/B. B. Flaig).

Entwurzeltes Milieu:

4 Prozent NRW / 9 Prozent bundesweit

Zwischen Trauma und Traum

Wie der Begriff „Entwurzelung“ erahnen lässt, fehlt Menschen dieses Milieus jede Form von Zugehörigkeitsgefühl: erzwungener Aufbruch aus einer unsicher und gefährlich erscheinenden Heimat und eine unzureichende Integration in die deutsche Gesellschaft. Die Studie stellt in diesem Zusammenhang fest, dass häufig fehlender Integrationswille bis hin zu aggressiver Ablehnung anzutreffen ist.

**„Ich möchte niemals
Deutscher werden, für mich
ist es nicht notwendig, mich
mehr zu integrieren.“**

Trotz häufig desaströser finanzieller Verhältnisse ist der Wunsch nach Luxus, Spaß und Unterhaltung groß. So versucht das Milieu durch den Konsum bestimmter Marken seinen Status und seine Zugehörigkeit zu favorisierten Peergroups zu erkaufen. Doch diese Krisenbewältigungsstrategie verschärft die Geldnot und die prekäre Lebenslage, zum Beispiel durch das Anhäufen von Schulden für Konsumgüter. Die Bereitschaft Schulden zu machen ist deutlich höher als in der Gesamtheit der Milieus (MDS).

„QuaaDriDuo“
Foto: Michael Rogulla

Ein weiteres Merkmal des Milieus ist die Sehnsucht nach Harmonie und Konfliktvermeidung. Dies steht zwar im harten Kontrast zu den oft traumatischen Erlebnissen in ihrer Heimat. Doch weist das Entwurzelte Milieu darin auch gewisse Parallelen zum Konsummaterialistischen Milieu der einheimischen deutschen Bevölkerungsgruppe auf.

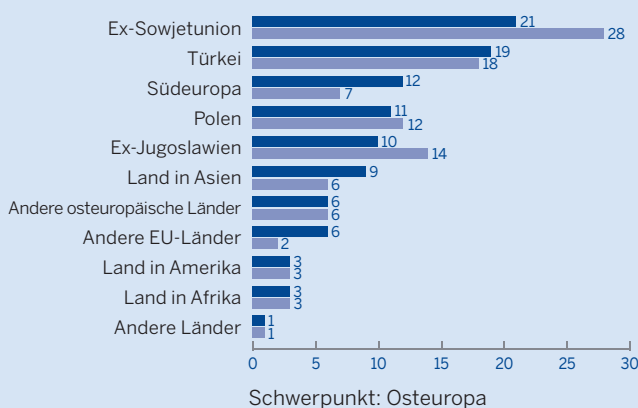
Eine Flucht, die nicht endet

Sehr viele Menschen dieses Milieus sind in den 90er Jahren zumeist als Bürgerkriegsflüchtlinge aus osteuropäischen Ländern, vor allem aus der ehemaligen Sowjetunion sowie dem ehemaligen Jugoslawien, nach Deutschland gekommen. Davor waren es häufig türkische Kurden, die ebenfalls nach Deutschland geflohen waren. Drei Viertel der Milieuzugehörigen (76 Prozent / 56 Prozent MDS) sind erst seit den 90er Jahren nach Deutschland zugewandert.



Repräsentativuntersuchung – Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund

Entwurzeltes Milieu
Migrationshintergrund



■ Gesamt

■ Milieu

Angaben in Prozent

Wenn sie auch nicht immer vor Krieg oder Bürgerkrieg geflohen sind, so finden sich im Milieu vor allem Menschen wieder, die **fluchtartig** ihre ehemalige Heimat verlassen haben. Viele sind als Kinder, Jugendliche oder jungen Erwachsene nach Deutschland gekommen. Nicht selten wuchsen sie von ihren Eltern oder Familien getrennt, zum Beispiel bei Großeltern oder Verwandten, auf.

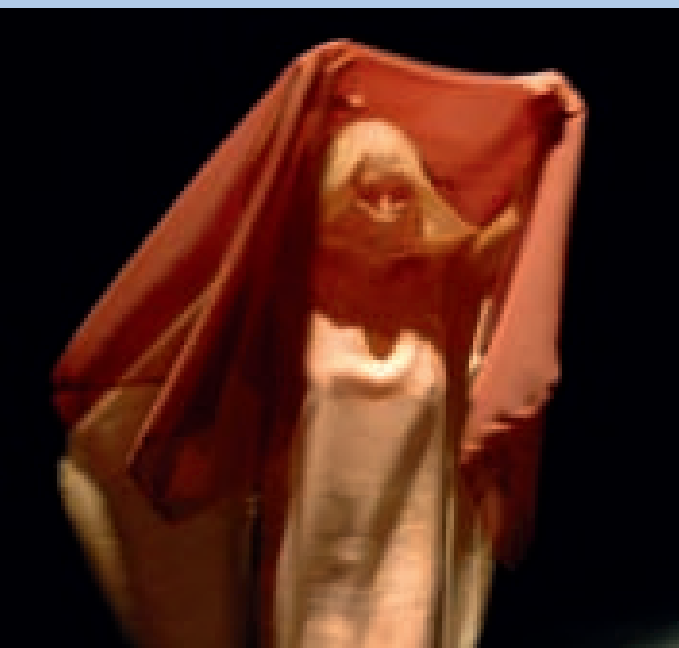


Oben und links: „Duo Seidenstraße“
Fotos: Lothar Potnek

Aus den Voraussetzungen ergibt sich ein starker Hang zum Heimweh. Dieses äußert sich zum Beispiel in häufigen Besuchen des Herkunftslandes, einer starken Zuwendung hin zur eigenen Volksgruppe und der Konzentration auf die Medien der Heimat. Zu diesem Habitus zählt auch eine nur geringe Motivation, die deutsche Sprache gründlich zu erlernen. Und nur etwa 35 Prozent haben die Absicht, deutscher Staatsbürger zu werden. Damit signalisiert das Milieu deutlich mehr Distanz zu Deutschland als die meisten anderen.

Skeptisch bis intolerant steht das Milieu nicht nur der deutschen Lebenswirklichkeit, sondern auch anderen Migrantengruppen gegenüber. Für 67 Prozent im Milieu ist es wichtig, dass Ehepartner ethnisch identisch sind.

Soziale Lage: Die Menschen im Milieu sind hauptsächlich zwischen 20 und 39 Jahren alt, womit das Milieu zu den jüngeren gehört. So leben in 46 Prozent der Haushalte Kinder unter 14 Jahren, diese wiederum häufiger als in anderen Milieus bei einem alleinerziehenden Elternteil.



„VIVIDAS“
Foto: Antje Lenz

Nur ein Viertel der Milieuzugehörigen ab 14 Jahren sind in Deutschland zur Schule gegangen (68 Prozent MDS). Die meisten können einen Haupt- bzw. Pflichtschulabschluss nachweisen oder sind ganz ohne Schulabschluss. Zudem haben 35 Prozent überhaupt keine Berufsausbildung. So überrascht es wenig, dass das Milieu mit 15 Prozent den höchsten Arbeitslosenanteil im Milieuvvergleich (6 Prozent) stellt. Diejenigen, die arbeiten, verdingen sich häufiger als in den meisten anderen Milieus als Teilzeitkräfte, Minijobber oder geringfügig Beschäftigte.

Knapp die Hälfte der Haushalte im Milieu (43 Prozent) erzielen monatliche Nettoeinkommen, die unter 1.500 Euro liegen (27 Prozent MDS). So beschreibt schließlich eine Mehrheit von 60 Prozent des Milieus ihre wirtschaftliche Situation als schlecht bis sehr schlecht.

Einstellungen zu Kunst und Kultur:

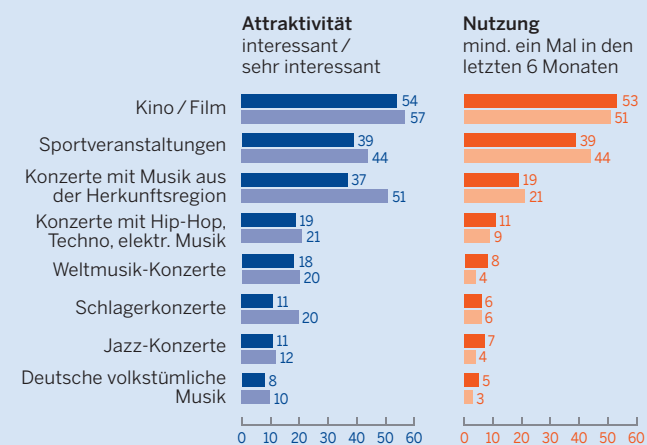
Kleine Fluchten

Da die meisten noch nie ein Theater oder Museum betreten haben und äußerst selten Bücher lesen, haben sie wenig Bezug zu hochkulturellen Angeboten und Formaten. Die Ursache ist weniger im Migrationshintergrund als in der sozialen Hierarchie zu suchen. Diese Gruppe hatte auch in den Herkunftsländern keine Berührungspunkte mit der Hochkultur.

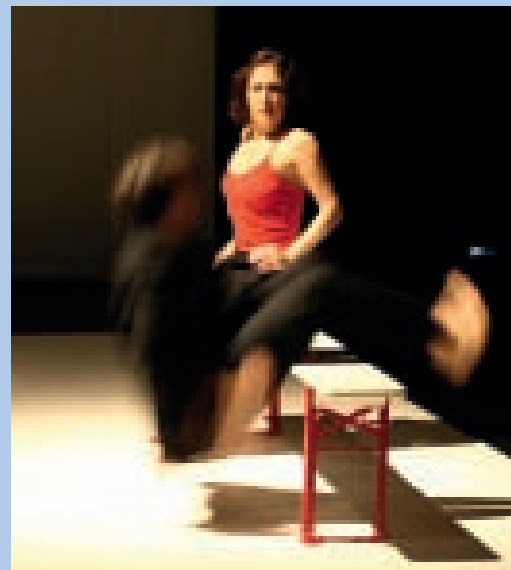
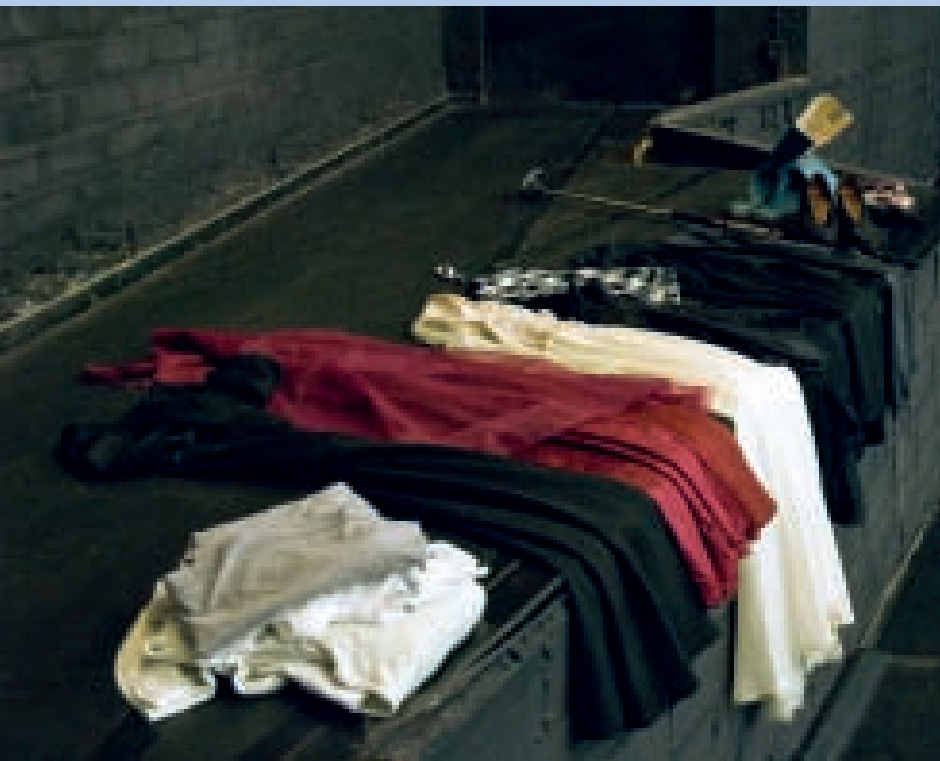
Repräsentativuntersuchung – Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund

Entwurzeltes Milieu

Kultur-Veranstaltungen



Angaben in Prozent



Oben: „QuaaDriDuo“
Foto: Michael Rogulla

Links: „QuaaDriDuo“
Foto: Antje Lenz

Aber das Fernsehen ist das zentrale Medium im Milieu. Die Frauen lieben Telenovelas, Soaps und Rosamunde Pilcher. Die Männer erfreuen sich an Sport, Spannung und Action. Hoch im Kurs stehen auch Musik-Clips. Das Fernsehen bildet eine medial-emotionale Gegenwelt zum Milieualltag: Harmonie, Romantik und gutbürgerliche Wohlstandskulissen gegen Fremdheit, Spannungen und materiellen Mangel; Action und Thrill gegen Langeweile und Perspektivlosigkeit. Dieses Muster wiederholt sich beim Musikkonsum.

Bei den männlichen Milieuangehörigen kommen noch Video-, Internet- oder andere Bildschirmspiele hinzu, in denen der Thrill im Vordergrund steht. Dass die Menschen Sportveranstaltungen, Konzerte, Diskotheken und Kinos besuchen „trotz notorisch knapper Finanzen“, mag zunächst befremdlich erscheinen. Denn ein solches Konsumverhalten steigert die materiellen Probleme und erscheint aus bürgerlich-konventioneller Sicht überflüssig. Aber: Unterhaltung ist in psychosozialer Hinsicht ein Teil des Lebensunterhalts, den Menschen nötig haben. Je nach Lebenssituation und -umständen kann dieser notwendige Teil am „Lebensunterhalt“ kleiner oder größer sein.



Kulturelle Bildung: Kultur Wurzeln

Das Prekäre des Milieus beweist sich nicht zuletzt darin, dass die zugehörigen Menschen wenig Interesse an Bildung und Bildungseinrichtungen zeigen. Sie besuchen gesellige und unterhaltende Angebote in kulturellen Zentren oder religiösen Einrichtungen, um ihre Herkunftskultur zu bewahren. Aber selbst alltägliche und sehr offene Einrichtungen kultureller Bildung, wie öffentliche Bibliotheken oder Volkshochschulen, finden wenig Anklang im Milieu. Nur 11 Prozent nutzen öffentliche Bibliotheken. Das mag daran liegen, dass sie die deutsche

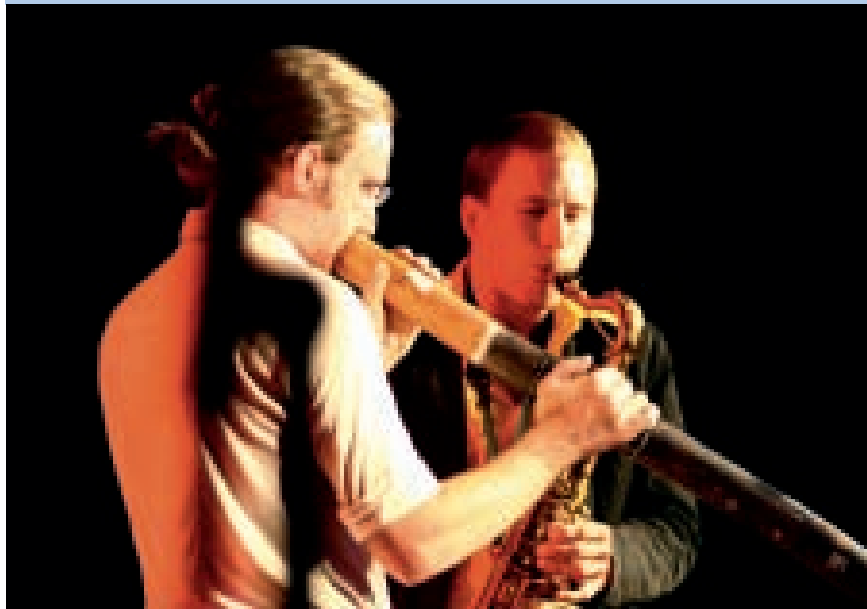
Sprache häufig kaum beherrschen und sich deshalb eher auf Sport- und Musikveranstaltungen konzentrieren.

Kulturelle Bildung wäre in diesem Milieu wohl darin gefordert, zunächst einmal Wege zu suchen, wie diesen Menschen das „Wurzeln“ wieder gelingen könnte, um auch „wachsen“ zu können (Paul M. Zulehner). In Nordrhein-Westfalen scheint der Handlungsbedarf übrigens besonders hoch zu sein, da hier im Milieu noch weniger Affinität zu Kunst und Kultur besteht als im bundesdeutschen Durchschnitt.

Spuren von Integration: Bei den kleinen Kindern spiegelt sich die Kultur- und letztlich Gesellschaftsferne der Eltern wider. Weniger als ein Viertel der Kinder betätigt sich sportlich und trotz musikbegeisterter Eltern bekommen nur 13 Prozent der Jüngeren eine frühkindliche Musikerziehung. Am beliebtesten sind Malkurse, die mehr als ein Viertel der Kinder besucht (18 Prozent MDS).

Kinder und Jugendliche der zweiten Altersgruppe sind deutlich stärker in alle kulturellen Aktivitäten eingebunden, was darauf schließen lässt, dass sie eher als ihre Eltern in der Mehrheitsgesellschaft angekommen sind. Vor allem Musizieren, Singen und Tanzen gehören für etwa ein Viertel zu den beliebten Freizeitaktivitäten. Die Eltern ermöglichen dies trotz der oft eingeschränkten finanziellen Mittel. Dies könnte darauf hindeuten, dass sie ihren Kindern mit mehr „Kulturkompetenz“ bessere Erfolgsaussichten verschaffen möchten.

In der Sonderauswertung des Landes Nordrhein-Westfalen wurde deutlich, dass neben dem eigenen Zuhause die Schule der wichtigste Ort für fast alle kulturellen Aktivitäten ist. So sollten die Schulen in unserem Land für die kulturelle Bildung von Kindern und Jugendlichen besonders ausgestattet und gefördert werden.



Oben: „Äl Jawala“
Foto: Silvia Salingre

Links: „Äl Jawala“
Foto: Lothar Potnek

Perspektiven im Kunst und Kulturbereich: Neue Heimat

Die Mehrheitsgesellschaft ist gefordert, den Menschen, vor allem den Kindern des Milieus entgegenzukommen, Zugangsbarrieren aus dem Weg zu räumen und sie stärker zu beteiligen. Die Entwurzelten und Heimatlosen könnten dann erkennen, dass die Kunst auch ihre existenziellen Erfahrungen von Heimatlosigkeit, der Suche nach dem Neuen und der Hoffnung Ausdruck verleihen kann.

Projekte wie die „Brücke in Hagen“ oder auch das Internetradio-Projekt „Radisc“, die im Rahmen der Professionalisierungskampagne „interkultur.pro“ in der multimedialen Präsentation zu den Studienergebnissen vorgestellt werden, geben hierzu gute Beispiele für neue Ansätze.

Hedonistisch-subkulturelles Milieu: 11 Prozent NRW/15 Prozent bundesweit

Krass spaßig, nicht spießig

Die Bezeichnung dieses jüngsten Milieus verweist darauf, dass sich hier Menschen wiederfinden, denen es vor allem um Spaß und Genuss geht, die sich aber gleichzeitig vom gesellschaftlichen Mainstream abgrenzen möchten.

Protest und Popkultur

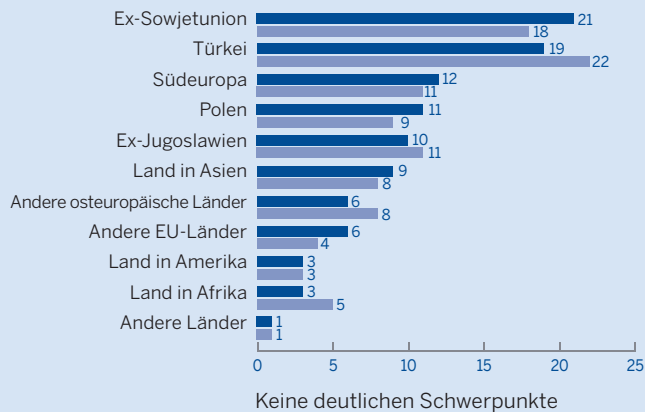
Die meisten Menschen in diesem Milieu sind seit den 90er Jahren mit ihren Eltern in Deutschland eingewandert. Diese suchten hier Arbeit und bessere Lebensbedingungen. Sie kommen vor allem aus Ländern in Ost- und Südosteuropa. Afrika ist, zwar auf niedrigem Niveau, aber überdurchschnittlich stark als Zuwanderungsregion vertreten (5 Prozent / 3 Prozent MDS).

Die Studie stellt fest, dass die meisten ausgezeichnete Sprachkenntnisse haben, die deutsche Kultur gut kennen und vielfach deutsche Freunde haben. Trotzdem fühlen sich viele, als „Ausländer“ und „Bürger“ zweiter Klasse“.

„Ich habe das Gefühl, ich müsste mich ständig rechtfertigen, dass ich hier bin.“

Repräsentativuntersuchung – Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund

Hedonistisch-subkulturelles Milieu Migrationshintergrund



Gesamt

Milieu

Angaben in Prozent

Diese Erfahrungen von Ausgrenzung und Fremdheit bilden wahrscheinlich die Grundlage für narzisstische Selbstinszenierungen als Außenseiter mit eigenen Regeln, Werten und einer eigenen Sprache. Wesentliche Ausdrucksmittel dieser Selbstinszenierung werden der Popkultur entnommen und zielen vor allem auf eine Stilisierung von Protest.

Das im Milieu verbreitete „Selbstbild als Kanak“ leitet sich aus den Erfahrungen der Ausgrenzung ab und steht für eine Opferrolle, auf die das Milieu aggressiv oder resignativ reagiert. Das zeigt sich häufig in der bewussten Provokation durch schrille Kleidung, Gossensprache, Respektlosigkeiten und Regelverstöße. Drogen und Gewalt spielen häufig eine Rolle. Pflichtbewusstsein, Verantwortung und Zukunftsplanung sind vielen Angehörigen dieses Milieus fremd.

„QuaaDriDuo“
Foto: Michael Rogulla



„Schwarze Jungfrauen II“,
Charis Nass als Dritte Frau
Foto: Volker Beushausen



Einige Menschen und Gruppen des Milieus bilden so ein echtes „subkulturelles Selbstbewusstsein“ aus, so dass ihnen damit ein eigener soziokultureller Integrationsansatz gelingt.

Soziale Lage: Im Milieu befinden sich überdurchschnittlich viele Schüler, die vor allem Haupt- oder Realschulen besuchen. Die anderen haben zumeist einen Haupt- oder Pflichtschulabschluss und arbeiten häufig als „einfache Angestellte“ oder „angelernte Arbeiter“. Das Durchschnittseinkommen im Milieu liegt zwischen 2.000 und 2.500 Euro.

Die Menschen des Milieus haben zusätzlich zu Bildungs- und Integrationsdefiziten besonders häufig mit Schulden zu kämpfen.

Der Hang zu Spontankäufen zieht „überdurchschnittliche Kreditaufnahme“ nach sich und damit ein besonders hohes Risiko, in prekäre Lebenslagen zu geraten.

Freizeitverhalten: In ihrer Freizeit sind die Angehörigen des Milieus besonders aktiv und extrovertiert. Sie beschäftigen sich gern mit Sport und Musik, treffen sich auch häufig in Kneipen und Cafés sowie bei Konzerten, Raves oder Techno-Events. Zentraler Knotenpunkt für dieses rührige Leben ist das Handy, das deutlich überdurchschnittlich genutzt wird. Auch Zeitschriften sind wichtiger als in anderen Milieus, vermutlich sind es Jugend-, Musik- und Szenezeitschriften. Bei der Nutzung der anderen Medien hebt sich das Milieu unwesentlich vom Durchschnitt ab.

Einstellungen zu Kunst und Kultur:

Schneller, härter, lauter

Kunst- und Kultur sind für das Milieu attraktiv, wenn sie sich formal oder inhaltlich vom Mainstream unterscheiden.

Durch provokante, oft schrille und disharmonische Differenz zum Geschmack der „Anderen“ schafft sich das Milieu eine eigene soziokulturelle Identität. Dem Gefühl, nicht wahr- oder nicht wichtig genommen zu werden, begegnet es mit unangepasster Lautstärke. Die damit verbundenen Kunstformen wie Rap, Graffiti, Breakdance und Battle oder auch Formen experimentellen Theaters sind wie subkulturelle Flaggenmaste, die vom Rand der Gesellschaft aus nach oben gereckt werden. Diese Kunstformen haben bewusst im öffentlichen Raum und nicht in gesonderten Kulturräumen ihren authentischen Ort.

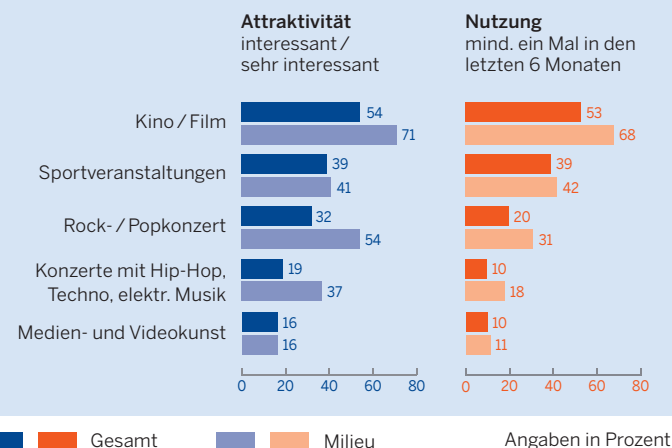
Kunst- und Kulturnutzung:

Das hedonistisch-subkulturelle Potenzial schafft auch eigene Sprachspiele, wie die „Kanak-Sprache“. In ihr werden Alltag und Träume, Stimmungen und Botschaften artikuliert, meist in Verbindung mit reduktionistischen Musikformen, deren Kern der „Beat“ ist. Die Inszenierungen im öffentlichen Raum durch Ghettablaster oder auch extra laute Handymusik schaffen gleichzeitig provokante Aufmerksamkeit.

Der überwiegende Teil der Milieugehörigen nutzt und konsumiert kulturelle Angebote und Kunstformen über die Massenmedien Fernsehen, Musikmedien, Video, Kino sowie das Internet. Die Studienergebnisse weisen „keine besonderen Präferenzen“ in Bezug auf den Stil oder das Genre auf. Eher eine „Tendenz zur Wahllosigkeit“ lässt sich feststellen.

Repräsentativuntersuchung – Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund

Hedonistisch-subkulturelles Milieu
Kultur-Veranstaltungen



Interessant ist der Musikkonsum: Neben Rap, Hip-Hop, House oder auch Punk spielt das Milieu auch Charthits und Folklore. Letzteres spricht dafür, dass es sich immer noch auf seine Herkunftskultur bezieht und auf Identitätssuche befindet, obgleich es sich überwiegend um ein Milieu der zweiten Generation handelt.

Es überrascht wenig, dass Film und Musik die beiden beliebtesten und meistgenutzten Kunstformen sind. Hierbei geht es insbesondere um Rock-, Pop- und Szene-Musik wie Hip-Hop, Techno, elektronische Musik, die von Jugendkultur geprägt sind.

Das Milieu benennt Motive für die Teilnahme an Kulturveranstaltungen, die in der Studie erstmals an exponierter Stelle auftauchen. Sie wollen vor allem einfach Spaß haben, nette Leute treffen (48 Prozent/41 Prozent MDS) und etwas Aufregendes erleben (22 Prozent/18 Prozent MDS). Der „Spaßfaktor“ ist für die Menschen in diesem Milieu ein Schlüssel, der die Tür zu Kultur und Kunst öffnet.

Kulturelle Bildung:

Musik, Medien und Moscheen

Die Studie führt zum Aspekt der kulturellen Bildung im Milieu nichts explizit aus. Auch das ist ein Ergebnis. Lediglich im Hinblick auf die Orte von Kulturveranstaltungen haben wir Ergebnisse. Demnach besuchen die Milieuangehörigen kulturelle Zentren, Kirchen, Moscheen oder Gebetshäuser fast so häufig wie der MDS. Das Gleiche trifft auf den Besuch von öffentlichen Bibliotheken (18 Prozent) und Volkshochschulen zu. Die Tendenz ist eindeutig: Orte und damit verbunden auch Angebote kultureller Bildung, ganz gleich in welchem ethnischen bzw. soziokulturellen Kontext, finden weniger Anklang im Milieu.

Eine Erklärung für diesen Befund können vielleicht noch einmal Ergebnisse der Jugendstudie liefern, mindestens für die relativ große Altersgruppe der 14- bis 19-Jährigen (31 Prozent) im Milieu.

„Die kulturellen Interessen der Hedonisten liegen ausschließlich im Bereich der Popkultur. [...]

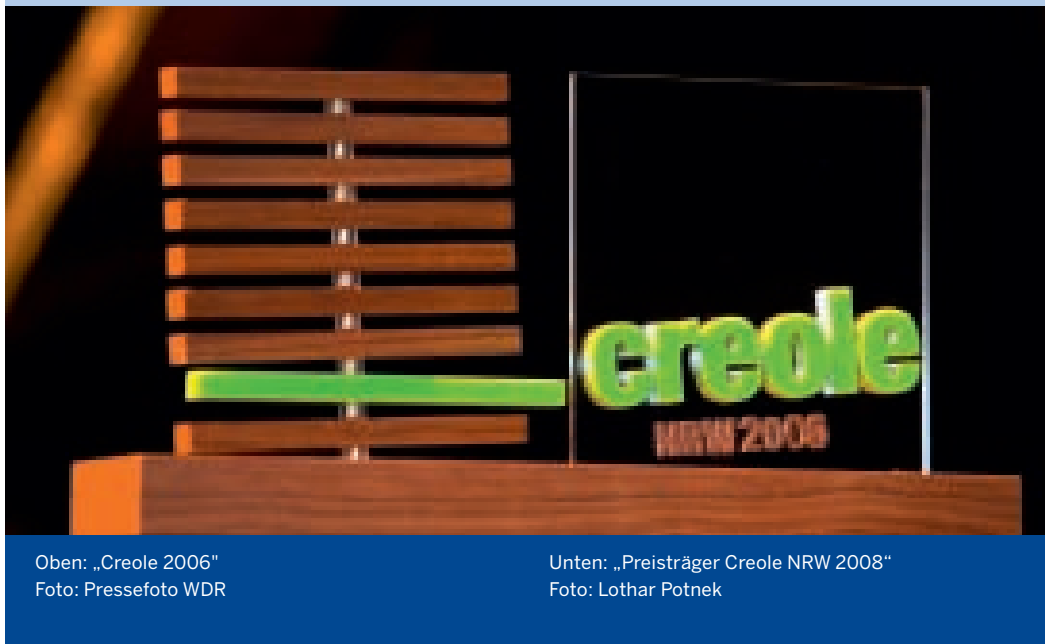
Die Populärkultur wird als ‚ihre Kultur‘ verstanden und deutlich von der Hochkultur abgegrenzt. Hochkultur steht für sie synonym zur so verhassten (groß-)bürgerlichen Welt und deren Werte und Normen [...]“

Das Hedonistisch-subkulturelle Milieu hat zu Bildung ein distanzierendes Verhältnis: „Bildung bedeutet wie Lernen Mühsal und Anstrengung“, so ein Satz aus der Sinus-Bildungsstudie von **Barz/Tippelt** in Bezug auf das Bildungsverständnis im Milieu der Hedonisten.

Um dieses Milieu für Angebote kultureller Bildung zu gewinnen, ist es notwendig, Bildung und Lernen mit Spaß und Spannung zu verbinden.

„Ich mal mir die Welt, wie sie mir gefällt“:

In nur acht Prozent der Haushalte des Milieus leben Kinder der Altersgruppe der 3- bis 5-Jährigen. Wie auch beim Entwurzelten Milieu fördern die Eltern die Kleinen relativ wenig, weder beim Sport noch bei der Musik. Malen scheint für viele Kinder die einzige Möglichkeit zu sein, ihrem kreativen Drang nachzugehen, denn dieser Wert ist leicht überdurchschnittlich (19 Prozent/18 Prozent MDS).



Oben: „Creole 2006“
Foto: Pressefoto WDR

Unten: „Preisträger Creole NRW 2008“
Foto: Lothar Potnek

Perspektiven im Kunst und Kulturbereich: Kreativer Crash

In Nordrhein-Westfalen gibt es zahlreiche Projekte, die mit Elementen aus der Popkultur gerade junge Migrantinnen und Migranten mit hedonistisch-subkultureller Prägung ansprechen. Musik-, Tanz-, Theater- und Videoprojekte verfolgen das Ziel, jungen Leuten durch eine aktive und kreative Auseinandersetzung zu vermitteln, wie sie ihr Leben besser verstehen und gestalten können. Für manche Jugendlichen ist daraus eine künstlerisch-kreative Obsession geworden, andere haben ihren Beruf hier gefunden.



Etablierte Kultureinrichtungen der Hochkultur könnten die vorhandenen Zugangsbarrieren abbauen und ihre Häuser für diese Gruppe attraktiv machen. Sehen Opernhäuser, Theater oder Museen im Hinblick auf die hedonistisch-subkulturelle Lebenswelt einen kulturbildenden Auftrag? Es gibt bereits vorbildliche künstlerische Projekte in Nordrhein-Westfalen, die beispielsweise modernes Tanztheater und Breakdance zusammenführen. Sie zeigen, dass es in der Kunst ein Miteinander verschiedener Lebenswelten geben kann, das beide Seiten bereichernd und spannend finden.

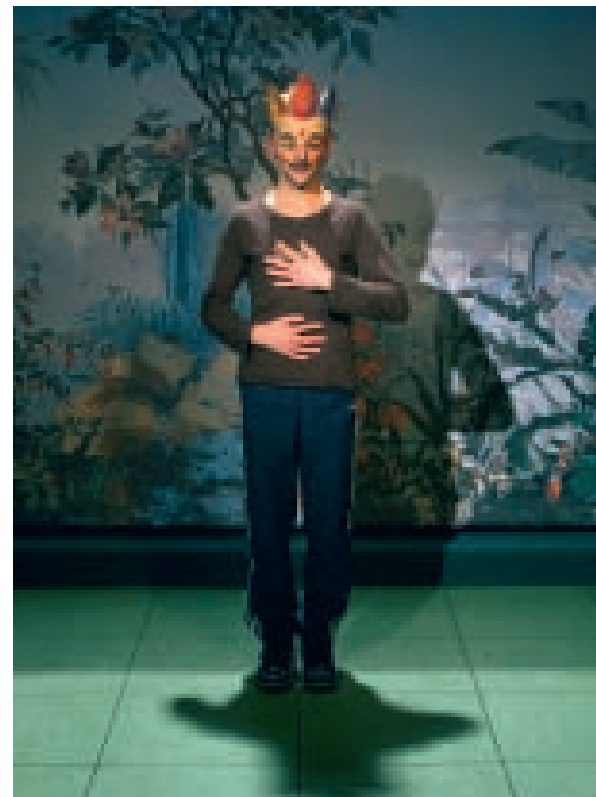
Ein Hauch von Überlegenheit

Die beiden ambitionierten Migranten-Milieus zeichnen sich besonders durch ihren Aufstiegswillen sowie ihre große Offenheit und soziokulturelle Adaptionsebereitschaft aus. Gemeinsam ist beiden Milieus außerdem die urbane Prägung ihrer Lebenswelten. Das bedeutet, dass sie zumeist aus „größeren Städten des Herkunftslandes“ kommen. Beide Milieus unterscheiden sich vor allem in der Altersstruktur und Zusammensetzung der Zuwanderergenerationen. Dem Multikulturellen Performermilieu ist ein deutlich höherer Anteil an Menschen aus der zweiten Generation zuzurechnen als dem intellektuell-kosmopolitischen Milieu.

Multikulturelles Performermilieu:
15 Prozent NRW/ 13 Prozent bundesweit

Generation Global

Unter der Bezeichnung „Multikulturelles Performermilieu“ sind Menschen zusammengefasst, deren Selbstverständnis sich sehr stark aus kultureller Vielfalt speist. Die vorwiegend jungen Leute im Milieu (65 Prozent sind unter 30 Jahre alt) orientieren sich nicht überwiegend an Verhaltensmustern, Traditionen und Werten ihrer Herkunftskultur oder der deutschen Mehrheitsgesellschaft.



Oben: „Isola Bella“
Foto: Danica Dakic

Rechts: „Homestories – Geschichten aus der Heimat“
Foto: Diana Küster



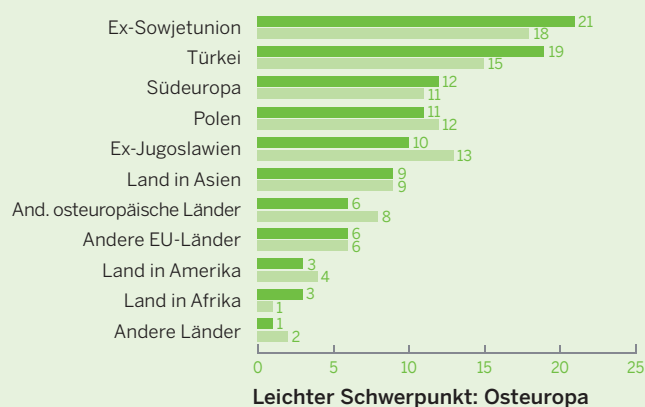
Sie probieren, gestalten und inszenieren vielmehr Neues, indem sie sich auf die unterschiedlichen vorgefundenen Kulturen beziehen. Von traditionellen Orientierungen aller Art sowie Massenkonsum und -geschmack wollen sie sich deutlich abgrenzen.

Sie sind gut gebildet und blicken optimistisch in die Zukunft: leistungsbereit, flexibel, mehrsprachig in Wort und Schrift. Auf Karriere und materielle Sicherheit bedacht wollen sie trotzdem intensiv und unabhängig leben. Sie haben das Gefühl, ihnen steht die Welt offen. Darin artikuliert sich ein hohes Maß an Selbstbewusstsein, das auf den eigenen Fähigkeiten und Stärken gründet.



Repräsentativuntersuchung – Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund

Multikulturelles Performermilieu
Migrationshintergrund



■ Gesamt

■ Milieu

Angaben in Prozent

Migration als Markenzeichen

Zu diesem Milieu gehören leicht überproportional viele Zuwanderer aus Osteuropa und dem ehemaligen Jugoslawien. Ansonsten sind alle ethnischen Gruppen vertreten. Die meisten Milieuzugehörigen der ersten Generation kamen bereits im Kindesalter mit ihren Eltern nach Deutschland, so dass viele bereits in Deutschland zur Schule gegangen sind (60 Prozent / 32 Prozent MDS).

Aber auch Sprachkompetenz, soziale Integration und ethnische Toleranz sowie eine überdurchschnittliche Identifikation mit Deutschland weisen auf eine gelungene Integration hin. Hier entsteht gewissermaßen ein umgekehrtes Problem: Die Entfernung von der Herkunftskultur und den autoritären Familienstrukturen führen zu Spannungen in den Familien.



Links und oben: „VIVIDAS“
Fotos: Antje Lenz

Dies ist aber nicht die einzige Reibungsfläche für das Milieu. Kritisch begegnet man der deutschen Integrationspolitik, die teilweise „Assimilationsdruck“ aufbaut. Insofern grenzt sich das Milieu mit einem „Selbstverständnis als Weltbürger und voll integrierter Teil der multikulturellen deutschen Gesellschaft“ vom soziokulturellen Mainstream ab.

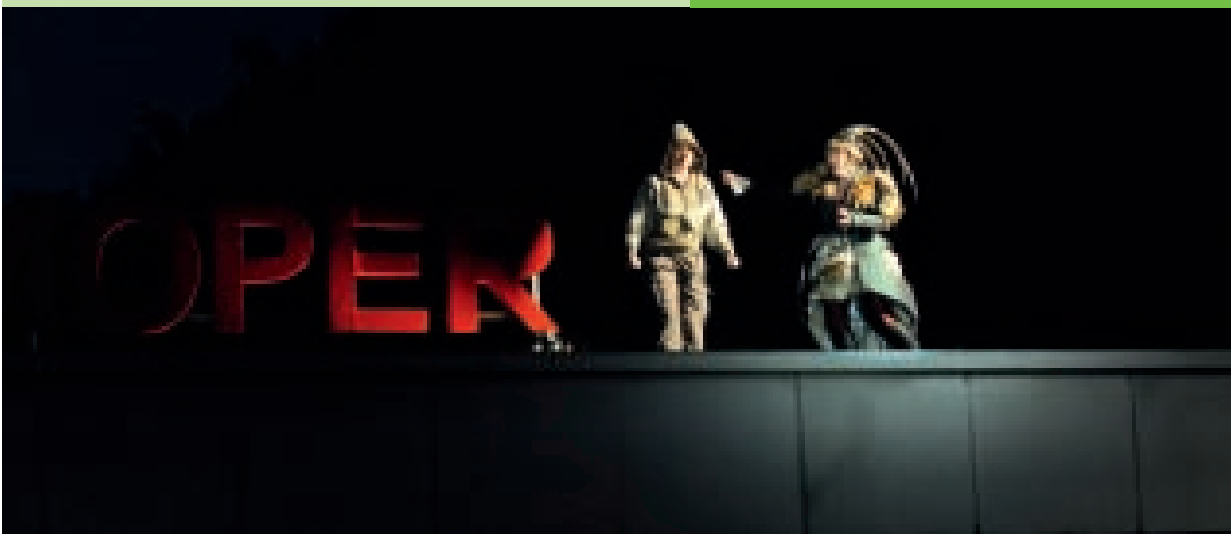
Soziale Lage: Die Menschen des Milieus leben häufig allein oder in sehr kleinen Haushalten. Sie haben eine gute Schulbildung, überdurchschnittlich häufig Berufsabschlüsse (68 Prozent / 56 Prozent MDS) und arbeiten als mittlere Angestellte, kleinere Selbstständige oder Facharbeiter. Hier verdienen sie zwischen 2.000 und 4.000 Euro im Monat und gehören damit zu den besser Verdienenden mit erstklassigen Zukunftsaussichten.

Freizeitverhalten: In der Freizeitgestaltung schlägt sich der urbane Zuschnitt dieser Lebenswelt sehr deutlich nieder. Als Favoriten werden genannt: gemeinsam mit Freunden feiern, Kneipen oder Diskotheken besuchen, Filme oder Konzerte erleben. Die gezielte Nutzung von Medien, wie Musik hören oder im Internet surfen, spielt ebenfalls eine größere Rolle. Die klassischen Medien wie Fernsehen, Zeitung oder Radio verlieren in diesem Milieu gegenüber dem Milieudurchschnitt leicht an Bedeutung. Offensichtlich ist aber, dass sich die Performer über möglichst viele Kanäle informieren. So nutzen 27 Prozent dieses Milieus öffentliche Bibliotheken. Beim Lesen von Büchern liegen sie allerdings auch nur im Durchschnitt (13 Prozent).



Links: „König Hirsch“
Foto: Yuri Brodsky

Unten: „Die Eichbaumoper“
Foto: Diana Küster

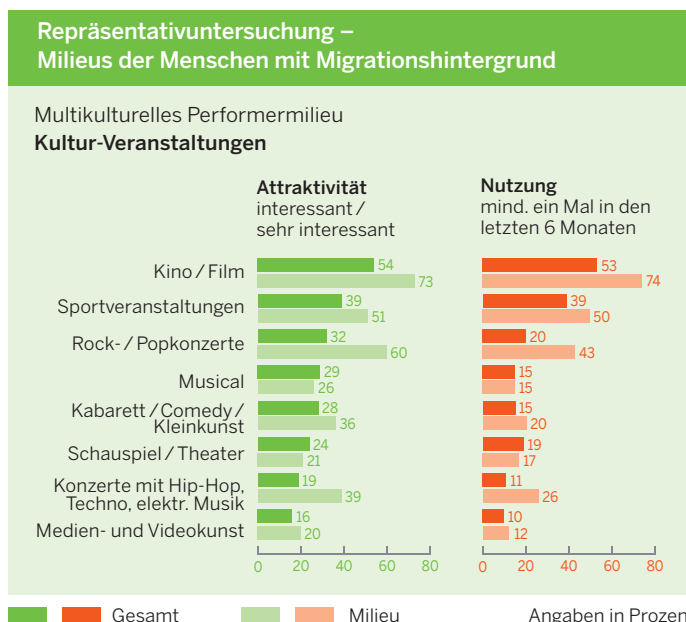


Einstellungen zu Kunst und Kultur: Geht nicht, gibt's nicht

Dem Milieu wird in der Studie ein souveräner Umgang mit in- und ausländischen Medien und Kulturangeboten bescheinigt. Das bedeutet, allein die aktuelle Interessenlage oder Lust und Laune sind hierfür maßgebend. Dieses Lustprinzip paart sich bisweilen mit einer Melange aus Selbstbewusstsein und elitärer Arroganz und gipfelt in der direkten Absage an Kunst oder Kultur. Häufiger jedoch treffen wir auf „kulturellen Allesfresser“: Alles von Klassik bis Pop, ob modernes Tanztheater, Trivialliteratur oder auch postmateriell gefärbte Kleinkunst – alles geht.

Mit Skepsis und Ablehnung begegnen die Performer dem etablierten Kulturbetrieb. Die eher starren Formate und strengen Konventionen entsprechen nicht dem Non-Konformismus, dem Bedürfnis des Milieus nach Spaß, neuen Ideen und Anregungen. Nur Veranstaltungen, die angesagt sind, die etwas Besonderes bieten und die besondere Menschen zusammenbringen, gelangen in den Aufmerksamkeitsfokus des Milieus.

Ebenso hat das Milieu Vorbehalte gegen Angebote ethnisch geprägter Heimatvereine und anderer Migrantenselbstorganisationen. Insofern nutzen die Milieuangehörigen Kulturzentren ethnischer Gruppierungen (17 Prozent/23 Prozent MDS) oder religiöse Einrichtungen (8 Prozent/17 Prozent MDS) noch weniger als der MDS, um Kulturveranstaltungen zu besuchen.



Kunst- und Kulturnutzung: Bei keinem anderen Milieu in dieser Untersuchung stimmen die Attraktivität und das Nutzungsverhalten von Kultur-Veranstaltungen so stark überein. Spitzenreiter sind Kino und Film, Sportveranstaltungen, Rock- und Popkonzerte sowie Musikveranstaltungen mit elektronischer Musik.

Insgesamt wird die Einstellung der Performer gegenüber Kultur von Popkultur-Einflüssen geprägt. Daher erklärt sich die Erlebnisorientierung – wie Suche nach Spaß, Ambiente, „nette Leute treffen“ –, die sich durchgängig im Freizeitverhalten beweist. Bildung steht für dieses Milieu vorwiegend in Zusammenhang mit der Ausbildung oder berufliche Weiterentwicklung.

Kulturelle Bildung:

Bürger des World Wide Web

Kulturelle Bildung übersetzt als „Aneignung kulturellen Kapitals“ ist bei den multikulturellen Performern wesentlich informell organisiert. Die Zeit zur eigenen Recherche und Partizipation an Hoch- oder Popkulturellem reicht oft nicht aus. Da hilft beispielsweise ein „Kulturfreak“ aus dem Netzwerk, der über die neuesten Bücher, Platten, Filme etc. verfügt. Ein beträchtlicher Teil des Lebens findet im World Wide Web statt.

Häufig ist die kulturelle Bildung im Milieu von strategischen und instrumentellen Überlegungen geleitet. Der Performer sieht für sich durchaus einen Nutzen, schließlich will er mitreden können und sich kommunikative Zugänge zum hochkulturell geprägten Establishment eröffnen und erhalten. Die konservativ, bildungsbürgerlich motivierte „Teilhabe am Höheren“ oder der postmaterielle Anspruch durch Kunst und Kultur „Selbstaufklärung“ zu befördern, sind dem Milieu eher fremd.

Freie Entfaltung der Kreativität: Sportlich fördern die Performer die 3- bis 5-Jährigen ziemlich stark, die Musikerziehung der Kleinen bleibt jedoch so ziemlich auf der Strecke, nur acht Prozent kümmern sich darum. Bei den 6- bis 15-Jährigen ergibt sich ein anderes Bild: Ein gutes Viertel spielt in diesem Alter ein Instrument. Eine Erklärung für diese Diskrepanz findet sich vielleicht im erzieherischen Konzept des Milieus. Möglicherweise gilt hier die musikalische Früherziehung als zu formalisiert und streng für die Kleinsten.

Die älteren Kinder interessieren sich zwar überdurchschnittlich stark für Tanzveranstaltungen (29 Prozent / 19 Prozent MDS). Aber beim Singen (6 Prozent / 16 Prozent MDS), bei kreativen Schreibangeboten (4 Prozent / 7 Prozent MDS) und beim Theaterspielen (4 Prozent / 6 Prozent MDS) liegt dieses Milieu signifikant unter dem MDS.

Perspektiven im Kunst- und Kulturbereich: Erlebnis, nicht Ergebnis

Die Menschen des Milieus sind durchaus für Kultur zu gewinnen, wenn:

- es sich um außergewöhnliche Veranstaltungen handelt (Inhalt / Format / Akteure),
- ein kommunikativer oder sozialer Prestigegewinn zu erwarten ist,
- die multikulturelle Grundorientierung aufgenommen wird,
- die Angebote in den milieuspezifischen Informationsquellen angekündigt werden (www),
- Angebote für die virtuelle Rezeption durch das Internet erweitert werden; man muss ja nicht in „Bregenz“ gewesen sein, aber man möchte „Bregenz“ trotzdem gehört und gesehen haben.

„QuaaDriDuuu“
Foto: Michael Rogulla



Intellektuell-Kosmopolitisches Milieu: 15 Prozent NRW/11 Prozent bundesweit

Die Gedanken sind frei

Dieses Milieu hat seine Wurzeln in urbanen Zentren, die der „Westlichen Lebenswelt“ zugehören oder ihr positiv gegenüberstehen. So prägen Offenheit und Toleranz das Denken von Menschen, die sich als Weltbürger verstehen. Sie haben viele enge Freunde und Bekannte, die aus verschiedenen Ländern kommen. So verwundert es auch nicht, dass das Milieu keinen Wert darauf legt, ethnisch einheitlich zu heiraten und sich im Prinzip auch nicht übermäßig mit Deutschland identifiziert (38 Prozent / 39 Prozent MDS). Nationale oder andere formale Zugehörigkeit spielt für die Kosmopoliten keine Rolle. Freiheit, Selbstbestimmung und ein hohes Maß an Kommunikation und informeller Vernetzung entsprechen der Grundorientierung des Milieus.

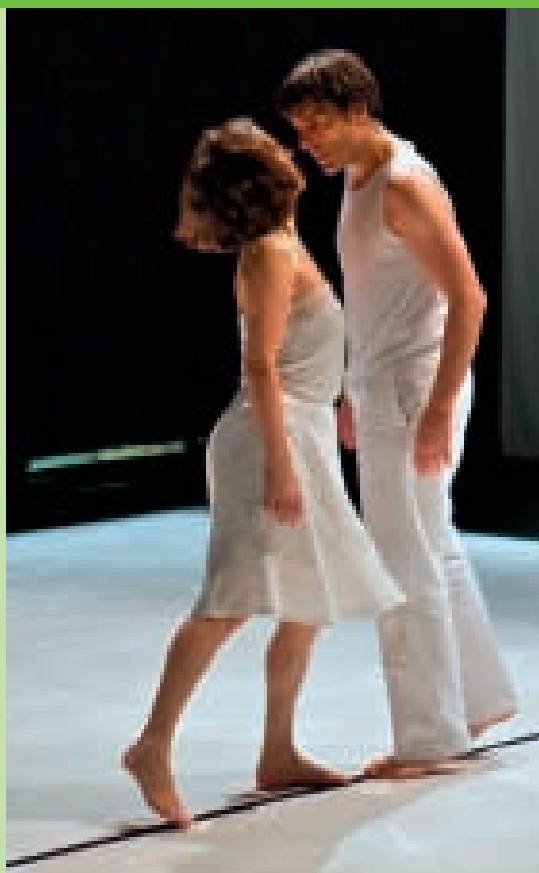
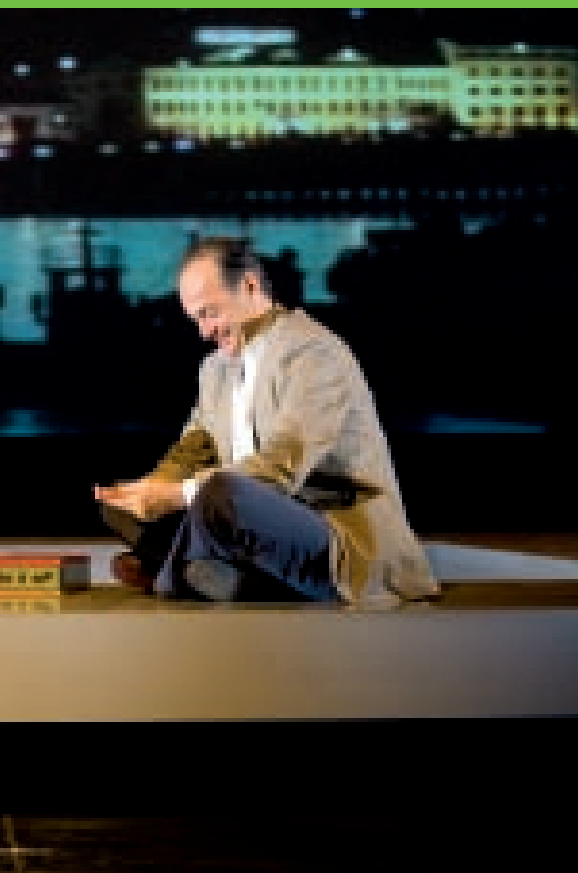
Darüber hinaus ist es ihnen wichtig, sich für soziale Gerechtigkeit zu engagieren, den Frieden zu bewahren sowie Natur und Schöpfung zu schützen. „Solidarität und Menschlichkeit“ (85 Prozent / 82 Prozent MDS) bilden weitere wesentliche Orientierungsmarken. Auf der anderen Seite pflegen die Kosmopoliten elitäres Denken und grenzen sich gegen alles ab, was sie als unkultiviert, primitiv oder stilllos erachten. Dazu gehören auch andere soziale oder ethnische Gruppen, von deren Lebenswelten sie sich distanzieren.



Vielfalt als Vorteil

In diesem Milieu überwiegt die erste Generation von Zuwanderern, die häufig wegen Ausbildung, Partnerschaft oder politischer Verhältnisse im Herkunftsland nach Deutschland gekommen sind. Schnell lernten sie Deutsch, wenn sie es nicht schon konnten, knapp 90 Prozent haben erstklassige Kenntnisse (MDS 68 Prozent). So beteiligen sie sich selbstverständlich am deutschen Lebensalltag, ohne dass sie notwendigerweise die deutsche Staatsbürgerschaft annehmen wollen.

**„Unangenehme Menschen,
diese Russlanddeutschen
aus Kasachstan, die
in diesen Ghettos
in Plattenbauten leben.“**

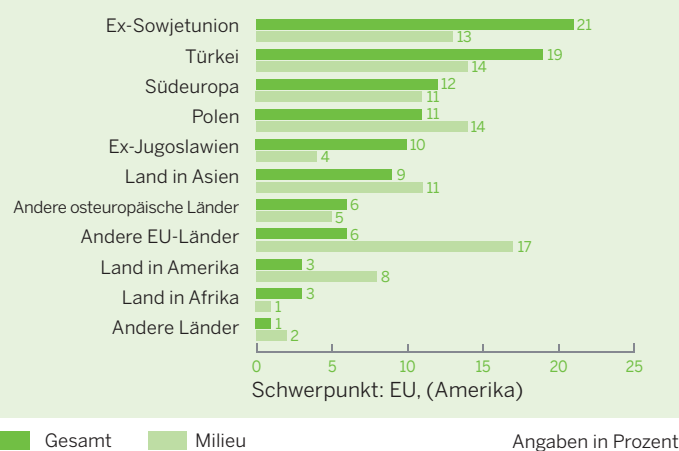


Links außen: „Glücksritter“
Foto: Diana Küster

Links: „QuaaDriDuo“
Foto: Michael Rogulla

Repräsentativuntersuchung – Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund

Intellektuell-kosmopolitisches Milieu
Migrationshintergrund



Dieses Milieu versteht sich als aktiver, integrativer Teil der Gesellschaft mit einer kulturell vermittelnden Funktion. Neben der Mehrsprachigkeit gehören auch die kritische Reflektion kultureller Unterschiede und die Offenheit für den kulturellen Austausch zu den Potenzialen, die es für eine soziokulturelle Vermittlerrolle mitbringt.

„Es ist sehr positiv, dass ich beide Kulturen in mir trage. Es bereichert mich und diejenigen, die mit mir zu tun haben. Daher denke ich, es ist nicht verkehrt, dass Deutschland so viele Einwanderer hat.“

Soziale Lage: Mit 41 Prozent Akademikern (14 Prozent MDS) ist dieses Milieu weit überdurchschnittlich gebildet. Selbständige und Freiberufler sind bei den Berufen im Milieu ebenso überrepräsentiert wie Angestellte im Öffentlichen Dienst (20 Prozent / 9 Prozent MDS). Die wirtschaftliche Situation ist in den meisten Haushalten gut: Etwa 33 Prozent verfügen über ein monatliches Haushaltsnettoeinkommen von über 3.000 Euro (20 Prozent MDS) und fast die Hälfte im Milieu besitzt eine Wohnung oder ein Haus (45 Prozent / 27 Prozent MDS).

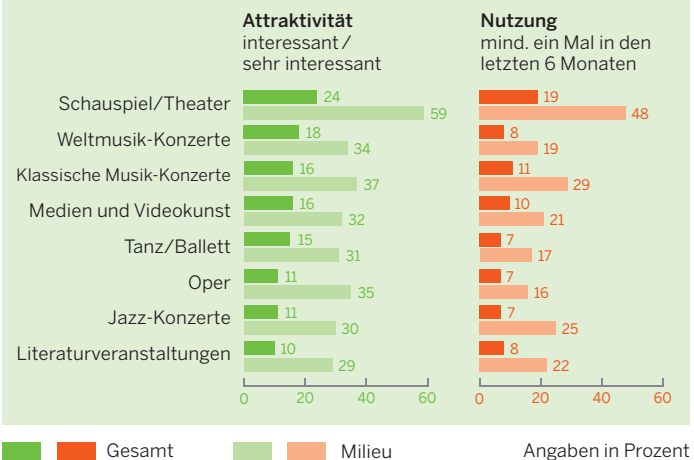
Freizeitverhalten: Die Menschen des Milieus beschäftigen sich in ihrer Freizeit vielseitig und ganzheitlich mit Sorge für Körper, Geist und Sinne: Sport und Natur sind genauso wichtig wie Lesen (38 Prozent / 14 Prozent MDS) oder kulturelle und kreative Aktivitäten.

Das Milieu nutzt alle Medientypen, ob Informations-, Unterhaltungs- oder Kommunikationsmedien, mit Ausnahme des Fernsehens, weit mehr als der Durchschnitt der Milieugesamtheit. Hier zeigt sich eine Lebenswelt, deren Menschen die Instrumente des klassischen Bildungsbürgertums ebenso schätzen wie die Hilfsmittel der modernen Kommunikationsgesellschaft.

Repräsentativuntersuchung – Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund

Intellektuell-kosmopolitisches Milieu

Kultur-Veranstaltungen: Attraktivität und Nutzung





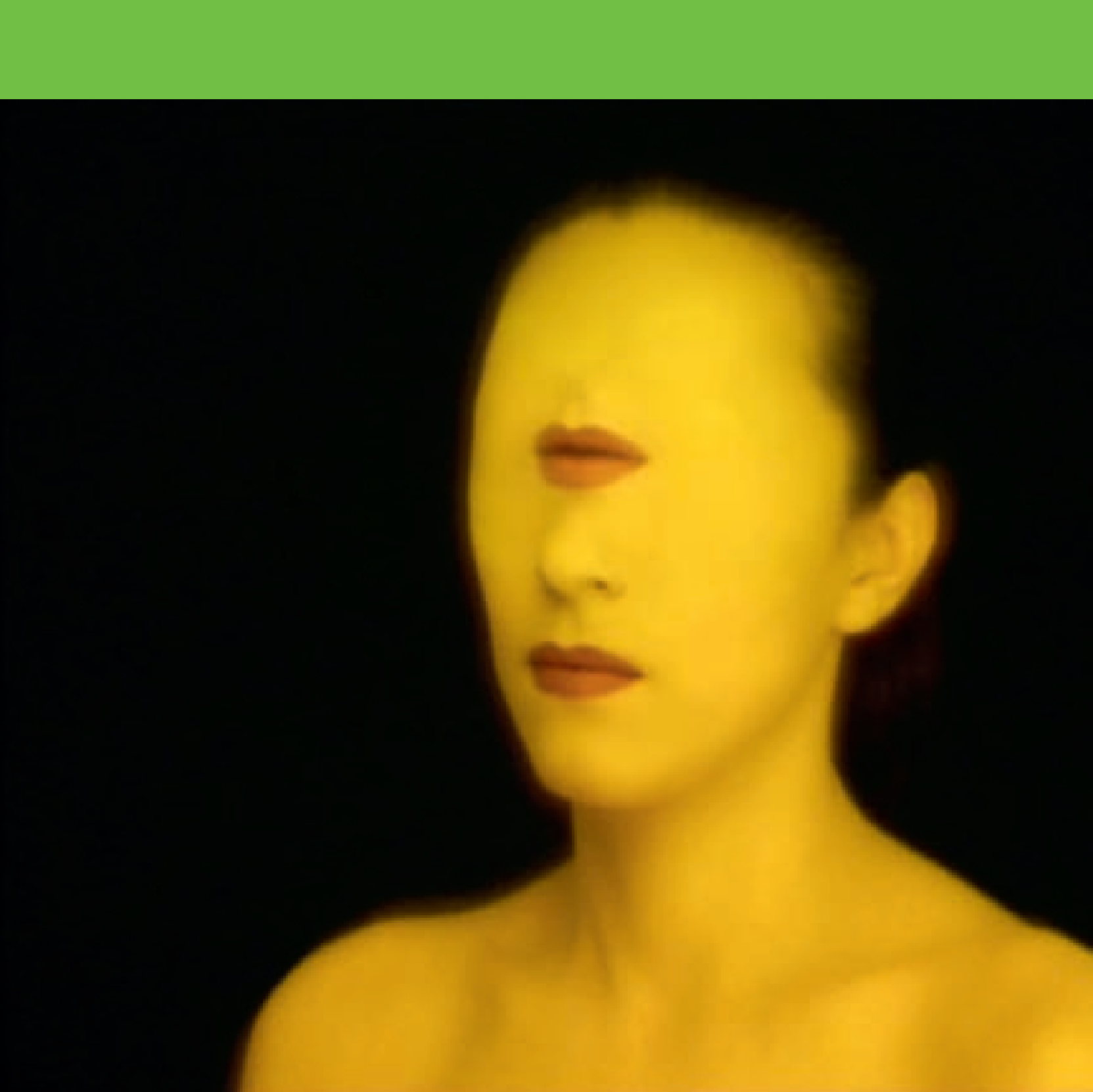
„First Shot“
Foto : Danica Dakic

Einstellungen zu Kunst und Kultur:

Eine offene Beziehung

Das Intellektuell-kosmopolitische Milieu hält Kulturkompetenz für einen wesentlichen Erfolgsfaktor und fühlt sich Kunst und Kultur stark verbunden (73 Prozent / 41 Prozent MDS). Letztere gehören selbstverständlich zum Lebensalltag und zum Selbstverständnis des Milieus, wie bei keinem anderen Zuwanderermilieu.

Vielfältige Interessen, Beweglichkeit und Offenheit des Milieu spiegeln sich auch in seinem Kulturkonsum: Die überdurchschnittliche Passion für Hochkultur gehört ebenso dazu wie Interesse an Popkultur, wobei Hip-Hop und elektronische Musik etwas schlechter wegkommen als bei MDS.



„Autoportrait“
Foto: Danica Dakic

In den meisten Fällen kann aber auch das kulturell extrem begeisterungsfähige Milieu sein Interesse nicht gleichermaßen in die Tat umsetzen. Auch hier mangelt es manchmal letztlich an Zeit und Geld.

Kulturelle Bildung:

Das Wahre, Gute, Schöne

Öffentliche Bibliotheken (46 Prozent/20 Prozent MDS) und Volkshochschulen (11 Prozent/5 Prozent MDS) stehen ebenso regelmäßig auf dem „Stundenplan“ des Milieus wie Musikschulen.

Kunst und Kultur kommt im Milieu die klassische Aufgabe der Aufklärung und geistigen Weiterentwicklung zu: „Neue Ideen und Anregungen sammeln“ (43 Prozent) und „Mehr über die heutige Zeit und was es heute alles gibt erfahren“ (26 Prozent). Die hochkulturellen Präferenzen legen den Schluss nahe, dass das Erlebnishafte „einen schönen Tag erleben“ in diesem Milieu eher als „Teilhabe am Höheren“ verstanden werden muss.

Persönlichkeiten bilden: Die Kinder, die im Milieu aufwachsen, lernen sehr früh, die Affinität zu Kunst und Kultur sowie das elitäre Selbstverständnis der Eltern zu übernehmen. Die Eltern verstehen dies als Förderung der Persönlichkeitsentwicklung und kritisieren, dass die Schulen hier zu wenig Verantwortung übernehmen: Sport und musikalische Früherziehung spielen dabei eine zentrale Rolle, Malen fällt dagegen stark zurück.

Die 6- bis 15-Jährigen im Milieu beschäftigen sich vor allem mit dem Spielen eines Instrumentes, Tanz und Gesang besonders intensiv. Auffallend: 20 Prozent (7 Prozent MDS) der Befragten schreiben Geschichten, Artikel, Gedichte.

Perspektiven im Kunst- und Kulturbereich:

Avantgarde für interkulturelle Angebote

Das Intellektuell-kosmopolitische Milieu kann für die Weiterentwicklung von zeitgemäßen Kulturangeboten im multiethnischen und multikulturellen Zuwanderungsland Deutschland ein immenser Gewinn sein. Hervorzuheben sind:

- der hohe Anteil an Künstlerinnen und Künstlern im Milieu,
- zahlreiche Akteure im Kulturmanagement,
- interkulturell vermittelnde Funktionen, die von zahlreichen Milieugehörigen qua Profession oder im Rahmen eines bürgerschaftlichen Engagements bereits übernommen werden.

Ausblick

Die beste Analyse ist nichts wert, wenn die Erkenntnisse nichts mit dem praktischen Leben zu tun haben. Die Ergebnisse der vorliegenden Studie werden den Kultureinrichtungen helfen, Projekte präziser auf die Vorstellungen des Publikums zuzuschneiden und damit erfolgreicher zu sein.

Daneben hat die Staatskanzlei für die Jahre 2009 bis 2011 als Förderschwerpunkt die interkulturelle Öffnung der „klassischen“ Kultureinrichtungen ausgewählt. Die Tatsache, dass ein Viertel der Gesellschaft und damit ein Viertel eines potenziellen Publikums eine Migrationsgeschichte hat, soll hier stärker berücksichtigt werden. Die Landesregierung stellt rund 600.000 Euro zur Verfügung, um Kunstprojekte mit diesem Förderziel zu initiieren. Sieben herausragende Projekte werden in den Spielzeiten 2009/10 gefördert, weitere werden bis 2011 noch ausgewählt. Diese sprechen ein interkulturell gemischtes Publikum an, was sich auch in der entsprechend gestalteten Öffentlichkeitsarbeit niederschlägt.

Theater / Philharmonie Essen, „Next Generation“

Theater und Philharmonie Essen initiieren das Projekt „Next Generation“. Hier erarbeiten Jugendliche mit verschiedenen kulturellen, ethnischen und religiösen Hintergründen, wie sie sich ihre Lebenswelt in Zukunft vorstellen. Der mehrfach ausgezeichnete Autor und Regisseur Nuran David Calis wird aus den Prozessergebnissen ein Theaterstück entwickeln, das 2010 im Oktober zeitgleich mit dem 3. Bundesfachkongress Interkultur und dem Melez-Festival der RUHR.2010 am Schauspielhaus Bochum uraufgeführt wird.

Theater Oberhausen, Tanzstück für Kinder

Dass Oberhausen von Sprachenvielfalt geprägt ist, greift das Theater der Stadt in einem Tanzstück für Kinder auf. In einem Außenprojekt bindet das Theater zudem Anwohner einer interkulturell geprägten Wohngegend ein.

**Dortmunder Kindermuseum,
„Kinderwelten-Weltenkinder“**

In der Ausstellung „Kinderwelten-Weltenkinder“ des Dortmunder Kindermuseums „mondo mio“ lernen Kinder unter sechs Jahren spielerisch und von professionellen Künstlerinnen und Künstlern begleitet kulturell unterschiedliche Lebenswelten kennen.

Theater Dortmund, Kinderoper

Das Theater Dortmund arbeitet in einer deutsch-türkischen Kinderoper mit kulturell unterschiedlichen Märchentraditionen. Was sofort ins Auge fällt: Wesentliche Motive und Situationen ähneln oder gleichen sich.

Weserrenaissance-Museum, Lemgo

Den jahrhundertealten positiven Wechselwirkungen zwischen Europa und dem Orient widmet sich das Weserrenaissance-Museum Lemgo in einer Ausstellung. Sie gibt Anregungen, wie sich auch in der Gegenwart auf dieser Tradition ein Dialog aufbauen lässt.

Rautenstrauch-Joest Museum Köln und Theater Gütersloh

Außerdem werden die Tanzreihe „Tanzkulturen der Welt“ im Rautenstrauch-Joest Museum Köln und ein Community-Dance-Projekt im neuen Theater Gütersloh gefördert.

interkultur.pro

Schon seit 2008 beschäftigt sich die interkulturelle Kulturarbeit im Programm interkultur.pro der Professionalisierung des interkulturellen Kunst- und Kulturmanagements. Ziel ist es:

- Migrantinnen und Migranten den Zugang zu Kultureinrichtungen, Kunst-, Kultur- und Förderprogrammen zu erleichtern sowie sie in ihren künstlerischen Leistungen zu unterstützen,
- Kulturwissenschaftliche und programmatische Diskurse zur gegenseitigen Öffnung der kulturellen Szenen anzuregen.

Ausländer und Atomphysik

Diese zwei Worte geistern in meinem Kopf herum, nachdem ich die Sinus-Studie gelesen habe: Ausländer und Atomphysik.

Nanu, wird jetzt vielleicht der eine oder andere Leser denken: Was hat das miteinander zu tun? Ausländer und Atomphysik? Und vor allen Dingen: Was hat beides mit der Sinus-Studie zu tun?

Meiner Ansicht nach einiges, aber wahrscheinlich anders, als Sie vielleicht meinen.

Natürlich sprechen wir schon länger nicht mehr von „Ausländern“, sondern von Migranten oder Menschen mit Migrationshintergrund oder Einwanderungsgeschichte. Das hört sich professioneller an, differenzierter, ja, beinahe wissenschaftlich. Im Umgang mit diesem Thema hat sich in der Tat einiges geändert. Aber einiges auch wiederum nicht.

In den Debatten um Migration und ihre Folgen verharren viele Diskutanten und ihre Argumente auch weiterhin an der Oberfläche: Ursache und Wirkung werden vertauscht, in Wahrheit sozial bedingte Probleme werden ethnisiert.

Wie oft muss der kulturelle Hintergrund oder die religiöse Einstellung von Einwanderern und ihren Nachfahren als angeblicher Grund herhalten, wenn es darum geht,

Misstände oder Misserfolge zu erklären? Wie oft werden fehlende Bildungserfolge, Desintegration oder Sprachdefizite mit der ethnischen Herkunft der Betroffenen und den vermeintlich daraus resultierenden Einstellungen erklärt?

Und alles das, ohne wirklich zu wissen, dass es sich genauso verhält, ohne genaue Kenntnis der Lebenswelten und Lebensumstände der Menschen, um die es geht – und auch ohne Berücksichtigung der Tatsache, dass sich Wirkung immer in mehrere Richtungen vollzieht: Gründe und Ursachen sind doch sicher nicht ausschließlich bei den betroffenen Migranten zu suchen, nicht wahr?

Noch etwas drängt sich auf, wenn man es genauer betrachtet, nicht nur WIE über Migration diskutiert wird, sondern auch WER sich zum Thema äußert: Im Prinzip ist das fast jeder.

Jeder hat eine Meinung zu Migranten – am besten gleich über die meisten von ihnen, die er dann vielleicht aber doch gerne Ausländer nennt und sie auch als solche empfindet. Und jeder meint, eine Meinung haben zu können, ganz gleich, ob sie fundiert ist und auf Wissen beruht, denn davon sind ja nun einmal sehr viele überzeugt: Was es über Einwanderung, Migration, Integration oder Islam zu wissen gibt, das kann

man lernen, indem man seine Alltagserfahrungen mit einem Nachbarn oder den Mitschülern der eigenen Kinder als Grundlage nimmt.

Einzelne persönliche Erfahrungen, Meinungen und Vorurteile entwickeln und verklären sich in der Folge oft genug zu einem gefährlich pauschalen Halbwissen. Dass es sich bei vielen Annahmen über Menschen mit Migrationshintergrund um vielleicht häufig subjektive Erfahrungen handeln kann, diese jedoch keineswegs als repräsentative Erkenntnisse taugen, hat eindrucksvoll die erste qualitative Sinus-Studie zu den Lebenswelten von Migranten gezeigt.

Sie hat eine der gängigsten Meinungsbildungsmethoden zum Thema Migranten, die engagiert-einseitige Ferndiagnose, abgelöst und zum ersten Mal belastbare Informationen über Einstellungen und Milieus der hier lebenden Einwanderer präsentiert.

Plötzlich mussten wir überrascht zur Kenntnis nehmen, dass es DEN Migranten nicht gibt. Für viele unglaublich, aber wir haben es in der Tat mit einem komplexen „Gegenstand“ zu tun: mit Menschen. Mit unterschiedlichen, verschiedenen, vielschichtigen Menschen, die einen Migrationshintergrund und noch einiges mehr haben.

Mit dem zweiten Teil der Sinus-Studie, der Quantifizierung, wird nun, jenseits von weit verbreiteten Annahmen über die Verbreitung von Einstellungen bei Migrantengruppen zu verschiedenen Themen und die Größe ihrer Milieus, endlich wissenschaftlich erarbeitetes Material, werden detaillierte Informationen und überprüfbare Zahlen vorgelegt. Und siehe auch hier: Vieles ist überraschend viel anders in Bezug auf

Menschen mit Migrationshintergrund, als gemeinhin angenommen wird.

Da wird und wurde also jahre- und jahrzehntelang herumgeredet über eine beachtliche Zahl von Menschen, die eine Gruppe dieser Bevölkerung bilden, die ständigen Interpretationen, Forderungen und Annahmen ausgesetzt wird – und vieles dieser Herumrederei hatte nicht einmal eine Grundlage? Keine Daten, Zahlen, Fakten?

Ist doch bemerkenswert: Bei Ausländern, Verzeihung, bei Menschen mit Einwanderungsgeschichte, geht das. Da kann und durfte man sich so etwas leisten.

Denn jetzt, wo belastbares Datenmaterial vorliegt, wird es schwieriger, den Großteil der Migranten in eine Schublade mit dem Etikett „konservativ und integrationsunwillig“ einzusortieren. Es wächst die Chance, dass die Debatte um Migration und ihre Folgen für unsere Gesellschaft ihren Tonfall und ihre Ausrichtung ändern wird.

Ach ja, kurz noch einmal zu Ausländern und Atomphysik.

Ein Freund von mir hat einmal nach einer erhitzten Diskussion über Integration in die Runde gerufen: „Wer keine Ahnung hat, wovon er spricht, der sollte doch einfach die Klappe halten, was Ausländer angeht. Ich diskutiere ja auch nicht mit einem Physikprofessor über Atomphysik.“

Danke, liebe Sinus-Studie.

Asli Sevindim

Künstlerische Direktorin

RUHR.2010 – Stadt der Kulturen

Bildnachweis

- ▶ Titelseite: „Choreografin – Rythm is it“, Foto: Thomas Grube, Enrique Sanchez-Lansch
Aus dem Film „Rythm is it“ von Thomas Grube und Enrique Sanchez-Lansch, eine BoomtownMedia-Produktion in Koproduktion mit CinePlus und RBB Arte, gefördert von Medienboard-Berlin Brandenburg, 2004
- ▶ Seite 2/10/11/13/24/90 links: „König Hirsch“, Fotos: Yuri Brodsky
Bei „König Hirsch“ handelt es sich um eine dramaturgisch bearbeitete Modenschau des populären Designerduos O&E Bekritskaja, basierend auf dem Märchenspiel von Carlo Gozzi. Die jungen, in Köln lebenden Modedesignerinnen aus Moskau zeigen Kunstwerke zum Tragen in einer surrealen Theatershow. www.bekritskaja.com (Premiere während der Tagung Inter:Kultur:Komm; 2006)
- ▶ Seite 4: „Zid/Wall“, Foto: Danica Dakic
1998 © VG Bild-Kunst, Bonn; Arbeiten der documenta-Künstlerin Danica Dakic
- ▶ Seite 6 links/8/9/14/15/38/72/77 oben/81/93/95 rechts:
„QuaaDriDuo“, Fotos: Michael Rogulla
Ein Tanzstück der brasilianischen Tänzerin Sonia Mota, die Fotos entstanden während der Entstehung und Aufführung von „QuaaDriDuo“, Sonia Mota und Ricardo Viviani, © Michael Rogulla 2010, <http://michael.rogulla.de>
- ▶ Seite 7/33 rechts/76/88/89: „VIVIDAS“, Fotos: Antje Lentz
Ein Tanzstück von Sonia Mota über die Rolle der Frau in den verschiedenen Kulturen, Sonia Mota
- ▶ Seite 18/20/21/27: „Framewalk“ – Die Workshopwoche, Fotos: KABAWIL e.V.
Die Fotos entstanden während einer Workshopwoche in Accra, veranstaltet von KABAWIL e.V. in Kooperation mit der University of Ghana, School of Performing Arts, Oktober 2009, Accra, Ghana.
- ▶ Seite 23/43: „Wer hat Angst vorm schwarzen Mann“, Fotos: KABAWIL e.V.
Eine Tanztheaterproduktion der KABAWIL e.V. in Kooperation mit dem Forum Freies Theater – FFT Düsseldorf, der zakk GmbH und fifty fifty. Das Projekt wurde unter anderem durch die Kulturabteilung der Staatskanzlei Nordrhein-Westfalen gefördert und erhielt den Jugendkulturpreis NRW 2008.
- ▶ Seite 31: „Der kleine Azad“, Foto: Emanuela Danielewicz
Foto aus einer Portraitsreihe „Menschen im Ruhrgebiet“. Es zeigt den kleinen, in Bochum geborenen Azad zusammen mit seinen Großeltern, seine Familie stammt aus Teheran. © Emanuela Danielewicz 2009, <http://www.danielewicz.de/>
- ▶ Seite 33 oben: „Flüchtlinge im Ruhestand“, Foto: Diana Küster
Ein Projekt von Mirjam Strunk mit Transitexperten aus Bosnien, Burma, Deutschland, Indien, Kongo, Ruanda und Russland; Premiere in der Casa, Schauspiel Essen am 7. März 2008

- ▶ Seite 34/35: „Nneka“, Fotos: Gerd Spieckermann
Die Fotos zeigen die Deutsch-Nigerianerin Nneka, eine Newcomerin des Afro-Hip-Hop, bei ihrem Auftritt im Rahmen von „Odyssee 2008 – Kulturen der Welt“ am 16.08.2008 auf der Freilichtbühne Wattenscheid, Bahnhof Langendreer, Bochum
- ▶ Seite 36 oben/77 links: „QuaaDriDuu“, Foto: Antje Lenz
Ein Tanzstück der brasilianischen Tänzerin Sonia Mota, die Fotos entstanden während der Entstehung und Aufführung von „QuaaDriDuu“, Sonia Mota und Ricardo Viviani
- ▶ Seite 36 unten: „Nathan“, Foto: Martin Möller
Das Foto zeigt Jennifer Ewert in „Nathan“, Andrea Kramers Inszenierung von Lessings Ideendrama „Nathan der Weise“ für Jugendliche; Consol Theater Gelsenkirchen, Premiere 3. November 2007, Gelsenkirchen.
- ▶ Seite 40 oben: „Schwarze Jungfrauen II“, Dagny Dewath als Erste Frau, Foto: Volker Beushausen
Foto aus der Produktion „Schwarze Jungfrauen II – Die Sehnsucht brennt sich ein in mein Herz“ von Feridun Zaimoglu und Günter Senkel. Die Produktion konnte zwei Premieren feiern, zum einen – weil es eine Koproduktion mit dem Theater Duisburg ist – am 25. April 2009 im Zuge des 32. Duisburger „Akzente“-Festivals im Theater Duisburg; zum anderen in Castrop-Rauxel am Samstag, 2. Mai 2009 im Westfälischen Landestheater.
- ▶ Seite 40 unten: „Schwarzen Jungfrauen II“, Günfer Cölgecen als Vierte Frau, Foto: Volker Beushausen, s. o.
- ▶ Seite 46: „Aline Asviyan“, Foto: Emanuela Danielewicz
Portraits anlässlich der Veröffentlichung der Studie; © Emanuela Danielewicz 2009, <http://www.danielewicz.de/>
- ▶ Seite 48/49/51: „Günfer Cölgecen“, Fotos: Emanuela Danielewicz, s. o.
- ▶ Seite 52/53/54: „Bojan Vuletic“, Fotos: Emanuela Danielewicz, s. o.
- ▶ Seite 56: „Danica Dakic“, Foto: Emanuela Danielewicz, s. o.
- ▶ Seite 58/59/60: „Christos Giaxidis“, Fotos: Emanuela Danielewicz, s. o.
- ▶ Seite 62: „Emanuela Danielewicz“, Foto: Emanuela Danielewicz, s. o.
- ▶ Seite 64/67, Fotos: „Tayfun Belgin“, Emanuela Danielewicz, s. o.
- ▶ Seite 68: „Sultan Lunkenheimer“, Foto: Emanuela Danielewicz, s. o.
- ▶ Seite 71: „Osthaus-Museum Hagen“
Heike Wippermann, Neueröffnung des Kunstquartiers Hagen am 28. August 2009, zu dem auch das Osthaus-Museum gehört
- ▶ Seite 74/75: „Duo Seidenstraße“, Fotos: Lothar Potnek
Die Fotos entstanden im Rahmen des Wettbewerbs „Creole NRW 2008“ am 4. September 2008 in Dortmund, Spielort: Solendo, „Duo Seidenstraße“ Benjamin Leuschner und Chanyuan Zhao
- ▶ Seite 78: „Äl Jawala“, Foto: Lothar Potnek
Foto der Bundessieger „Äl Jawala“ des Wettbewerbs „Creole NRW 2007“

- ▶ Seite 79: „Äl Jawala“, Foto: Silvia Salingre
Foto der Bundessieger „Äl Jawala“ des Wettbewerbs „Creole NRW 2007“
- ▶ Seite 82: „Schwarze Jungfrauen II“, Charis Nass als Dritte Frau,
Foto: Volker Beushausen, s. o.
- ▶ Seite 85 oben: „Creole 2006“, Pressefoto WDR
Preis „Creole 2006“, das Foto wurde uns freundlicherweise vom Projektpartner WDR zur Verfügung gestellt.
- ▶ Seite 85 unten: „Preisträger Creole NRW 2008“, Foto: Lothar Potnek
Das Foto zeigt die Preisträger des Wettbewerbs „Creole 2008“, das Duo Seidenstraße und East Affair und den Juryvorsitzenden Burkhard Hennen, v. l. Chanyuan Zhao, Benjamin Leuschner, B. Hennen, Kim Efert und Jura Wajda.
- ▶ Seite 86: „Isola Bella“, Foto: Danica Dakic
2007/2008 © VG Bild-Kunst, Bonn, Arbeiten der documenta-Künstlerin Danica Dakic
- ▶ Seite 87: „Homestories – Geschichten aus der Heimat“, Foto: Diana Küster
Ein Stück von Jugendlichen aus Katernberg und Nuran David Calis; Premiere in der Casa, Schauspiel Essen, am 11. Februar 2006
- ▶ Seite 90 unten: „Die Eichbaumoper“, Foto: Diana Küster
Eine Kooperation von raumlaborberlin mit Musiktheater im Revier Gelsenkirchen, Ringlokschuppen Mülheim und Schauspiel Essen; Uraufführung am 24. Juni 2009
- ▶ Seite 95 links: „Glücksritter“, Foto: Diana Küster
Glücksritter – Eine Stadt erobert sich selbst. Ein Projekt von Miriam Strunk; Premiere in der Casa, Schauspiel Essen am 15. Mai 2008
- ▶ Seite 97: „First Shot“, Foto: Danica Dakic
2007/2008 © VG Bild-Kunst, Bonn, Arbeiten der documenta-Künstlerin Danica Dakic
- ▶ Seite 98: „Autoportrait“, Foto: Danica Dakic
1999 © VG Bild-Kunst, Bonn, Arbeiten der documenta-Künstlerin Danica Dakic

Impressum

Der Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen
Abteilung Kultur
Fürstenwall 25
40219 Düsseldorf
www.kultur.nrw.de

Gesamtbetreuung:
Ulla Harting
Gabriela Schmitt, interkultur.pro

Redaktion

Kulturabteilung in Zusammenarbeit
mit interkultur.pro
Recherche, wissenschaftliche Mitarbeit
und Textkonzeption:
Klaus Gerhards, iD-AGENTUR-RUHR
Textbearbeitung und Interviews:
Kirsten Jantke, K12

Gestaltung

DesignLevel 2
www.designlevel2.de

Druck

Meinke GmbH, Neuss

Stand

April 2010

Diese Broschüre kann kostenfrei bestellt werden:
Gemeinnützige Werkstätten Neuss GmbH unter der E-Mail-Adresse: stk@gwn-neuss.de.
Bitte geben Sie die Publikationsnummer K090 an.

Telefonisch beim Bürger- und ServiceCenter des Landes Nordrhein-Westfalen:
Telefon 01803/100 110
(9 Cent / Minute aus dem deutschen Festnetz, abweichende Preise für Mobilfunkteilnehmer)

Die Broschüre ist als Download erhältlich unter www.interkultur.pro.de.



Staatskanzlei
des Landes Nordrhein-Westfalen
Kulturabteilung
Fürstenwall 25
40219 Düsseldorf

www.kultur.nrw.de